ZUKUNFT

05
2010

DIE DISKUSSIONSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT UND KULTUR

Jesus statt Wotan?
Heribert Schiedel

Klimawandel und globale Erwärmung
Werner Gruber

Klimapolitik in Österreich – viel Lärm um Nichts?
Petra Bayr

Von der Wirtschafts- und Währungsunion zur Politischen Union?
Helene Schuberth

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

4,50 Euro P.b.b. GZ 02Z033338 M, Verlagspostamt 1010 Wien, Nr. 05

edition rot

Buch & Zeitschriften Handels & Verlags Gmbh

Wolfgang Maderthaner, Michaela Maier (Hg.)

256 Seiten, Leinengebunden mit Schutzumschlag, Euro 55,- (zzgl. Versand)
ISBN 978-3-901485-98-5

„Der vorliegende Band ist anlässlich des 120jährigen Jubiläums der ersten Maifeier 1890 entstanden. Autorinnen und Autoren aus den unterschiedlichsten Disziplinen erstellten ein ebenso dichtes wie differenziertes Narrativ zur Geschichte des Tages der Arbeit. Die Annäherung erfolgte aus einer Vielzahl von Perspektiven, kulturellen Kontexten, intellektuellen und politischen Herangehensweisen. Aufgrund ihrer besonderen Tradition von Kontinuität, Massenteilnahme und öffentlicher Inszenierung sind wesentliche Aspekte des Buches der Wiener Maifeier gewidmet; selbstverständlich aber sind ihr Fallbeispiele zur internationalen Dimension des Tages gegenübergestellt.“

Mit Beiträgen von
Victor Adler, Christoph Baumgarten, Matthias Beitl, Gert Callesen, Sema Colpan, György Dalos, Christian Dewald & Peter Grabher, Kurt Eisner, Ernst Fischer, François Genton, Andrea Grisold, Marion Hamm & Ove Sutter, André Heller, Ernst Hinterberger, Rosa Jochmann, Birgit Johler, Herbert Justnik & David Schrittesser, Fritz Keller, Otto König, Erwin Lanc, Manfred Lang, Otto Leichter, Jill Lewis, Wolfgang Maderthaner, Michaela Maier, Herta Luise Ott, Kathrin Pallestrang, William A. Pelz, Alfred Pfoser, Erika Pluhar, Peter Rosegger, Marcus Strohmeier, Harald Troch, Fritz Weber, Richard West-Kurfürst, Chris Wrigley

Bestellungen bitte unter:
Buchhandlung Löwelstraße | 1014 Wien, Löwelstraße 18
Tel.: 01/534 27/323 oder 343, Fax: 01/534 27/324 | E-Mail: Buchhandlung @spoe.at

Editorial

© Jüdisches Museum Berlin, Foto: Jens Ziehe

Auch wenn zum Drucktermin des Mai-Hefts das endgültige Ergebnis der britischen Unterhauswahlen noch nicht feststeht: Die wirklich gute Nachricht der Wahlnacht ist, dass die britischen WählerInnen seit der Thatcher-Ära offenbar nicht vergessen haben, was ihnen die Konservativen mit einer Mehrheit im Parlament alles antun können. Mit weniger als 30 % der Stimmen ist New Labour allerdings am Ausgangspunkt von Tony Blairs politischem Aufstieg angekommen – ihr Stimmanteil bewegt sich in etwa auf dem Niveau des historischen Wahldebakels von 1983. Dass der Partei die völlige Vernichtung erspart geblieben ist und zunächst politischer Faktor in einem »hung parliament« bleibt, gilt aber schon als erfreuliche Überraschung. Die politische Entwicklung Großbritanniens war seit 1945 oft wegweisend für den Rest Europas. Dementsprechend werden wir in den nächsten Ausgaben der Analyse der Unterhauswahlen breiten Raum geben. Gerade für die Sozialdemokratie besteht nach einem absehbaren Machtverlust im Vereinigten Königreich dringender Analyse- und Diskussionsbedarf.

Diese Ausgabe widmet sich aber zunächst den politischen Folgen eines weit erfreulicheren Wahlergebnisses: der Wiederwahl von Dr. Heinz Fischer als Bundespräsident unserer Republik. Die FPÖ hat mit Barbara Rosenkranz ganz offensichtlich auf die falsche Karte gesetzt. **Heribert Schiedel** geht in seinem Beitrag der Frage nach, weshalb das **rechtsextreme Lager innerhalb der FPÖ** sich so stark durchsetzen konnte, **welche Konflikte innerhalb der FPÖ schwelen** und was das für die **Wiener Wahlen** im Herbst bedeuten könnte.

Caspar Einem repliziert in seiner monatlichen Kolumne »**Fragen über Fragen**« auf die rund um die Wahl laut gewordenen medialen Stimmen, die den **mangelnden Unterhaltungswert des Präsidentenamtes** beklagten.

Schwerpunktmäßig widmet sich dieses Heft aber dem Klimaschutz: Der Experimentalphysiker Werner Gruber, der sich auch als Volksbildner in Sachen Physik einen Namen gemacht hat, beschreibt zunächst, womit wir es bei den Phänomenen **Klimawandel** und **globale Erwärmung** eigentlich zu tun haben. **Petra Bayr** diskutiert, warum Österreich seine **Ziele im Klimaschutz** regelmäßig verfehlt und wie das zu ändern sei.

Gerhard Kuschnig und **Hermann Rauchenschwandtner** wenden sich hingegen der **Klimaschutzpolitik auf europäischer Ebene** zu und zeigen auf, mit welchen Instrumenten die Union sich zum Thema Klimaschutz einbringt.

Auch wenn eine detailliertere Analyse der britischen Unterhauswahlen dem Juni-Heft vorbehalten bleiben muss, untersucht **Daniel Lehner** bereits in dieser Ausgabe ins einem politik-theoretischen Beitrag den Zusammenhang zwischen dem Phänomen der »**Postdemokratie**« und der Politik des »**Dritten Wegs**«. **Neue Impulse** für die **Sozialdemokratie** bedürften radikaldemokratischer Reformen mit denen breite Massen der Bevölkerung wieder involviert und für grundlegenden sozialen Wandel begeistert werden können.

In der Rubrik »**Sozialdemokratie mit Zukunft**« versuchen **Hanna Lichtenberger** und **Martin Konecny Ursachen** der momentanen **Schwäche** der SPÖ zu ergründen und Ansätze für deren Überwindung anzureißen.

Nach den Büchertipps stehen die Überlegungen von Helene Schuberth zur Wirtschafts- und Währungsunion am Schluss dieser Ausgabe. Sie plädiert dafür, institutionelle Fragen der politischen und wirtschaftlichen Union nicht getrennt von den zugrundeliegenden politischen Zielsetzungen zu diskutieren.

Viel Freude beim Lesen und Schauen!

LUDWIG DVOŘAK

The Golem's Mighty Swing (Ausschnitt). James Sturm, Mischtechnik, 2000 © Sammlung Alexander Braun

Inhalt

6 **Jesus statt Wotan?**
Von Heribert Schiedel

10 **Haben wir den Bundespräsidenten, den wir verdienen?**
FRAGEN ÜBER FRAGEN von Caspar Einem

11 **HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS**
JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

14 **Klimawandel und globale Erwärmung**
Von Werner Gruber

19 **HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS**
JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

20 **Klimapolitik in Österreich – viel Lärm um Nichts?**
Von Petra Bayr

26 **Die Klimapolitik der Europäischen Union**
Von Gerhard Kuschnig und Hermann Rauchenschwandtner

31 **HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS**
JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

34 **Politik unter postdemokratischen Bedingungen**
Von Daniel Lehner

40 **HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS**
JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

42 **Die Sozialdemokratie in der Krise!**
Von Hanna Lichtenberger und Martin Konecny

47 **HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS**
JÜDISCHES MUSEUM BERLIN

48 **Buchtipps**
Sachliches und Belletristisches

50 **Von der Wirtschafts- und Währungsunion zur Politischen Union?**
SCHLUSSWORT von Helene Schuberth

IMPRESSUM Herausgeber: Gesellschaft zur Herausgabe der sozialdemokratischen Zeitschrift »Zukunft«, 1014 Wien, Löwelstraße 18. **Verlag und Anzeigenannahme:** edition rot Buch & Zeitschriften Handels & Verlags Gmbh, 1014 Wien, Löwelstraße 18 , Tel. 01/534 27 399, Fax DW 363, manfred.lang@spoe.at **Herausgeberbeirat:** Mag. Karl Duffek, Wien (Vorsitzender), René Cuperus, Amsterdam, Mag.ª Brigitte Ederer, Wien, Univ.-Prof. Dr. Michael Holoubek, Wien, Univ.-Prof. Dr. Thomas Meyer, Bonn, Giorgio Napolitano, Rom, Dr. Werner A. Perger, Berlin, Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Schroeder, Frankfurt a. Main, Univ.-Prof. Dr. Ivan Szelényi, New Haven, Univ.-Prof. Dr. Georg Votruba, Leipzig, Univ.-Prof.in Dr.in Ruth Wodak, Lancester. **Chefredaktion:** Dr. Caspar Einem, Ludwig Dvořak (geschäftsführend). **Redaktion:** Mag. Georg Appl, Bernhard Bauer, Mag.ª Elisabeth Felbermair, DSA Senad Lacevic, Mag.ª Alexandra Pernkopf, Armin Puller, Mag. Dr. Michael Rosecker, Dr.in Barbara Rosenberg, Mag. Franz Spitaler, Mag. Artur Streimelweger, Mag. Peter Walder **Art Direction:** Gábor Békési. **Druck:** Gutenberg Druck GmbH, 2700 Wiener Neustadt. **Coverfoto:** The Spirit and the Immigrants. Will Eisner, Aquarell, 1999/2000 The Spirit is © and ® by Will Eisner Studios, Inc. and used with permission

Jesus statt Wotan?

FPÖ Bei der Bundespräsidentschaftswahl hat die FPÖ einen Dämpfer erfahren. Hervorstechendes Merkmal der Kampagne von Kandidatin Barbara Rosenkranz war ihre mangelnde Distanz zur NS-Vergangenheit und Straches zunehmende Reserviertheit im Laufe des Wahlkampfes gewesen. Heribert Schiedel geht der Frage nach: Was ist los mit der FPÖ?

Die freiheitliche Hoffnung, nach dem Vorbild der ÖVP-Waldheim-Kampagne (»Jetzt erst recht!«) trotzige Proteststimmen gegen die vermeintliche »Hexenjagd« auf Barbara Rosenkranz zu lukrieren, hat sich am Wahlabend zerschlagen: Die FPÖ-Kandidatin ist nicht über die Zustimmung der KernwählerInnenschaft hinausgekommen und unter dem selbst gesteckten Wahlziel von 17 % geblieben. Auch wenn also die »Feuermauer« (Heinz Fischer) gegen rechts gehalten hat, ist vor Euphorie zu warnen.

Denn, was wie ein Sieg der auf den antinazistischen Grundkonsens bauenden Demokratie aussieht, droht sich spätestens bei der Wiener Wahl als bloß vorübergehendes Schwächeln des parteiförmigen Rechtsextremismus zu entpuppen. Dessen Stärke liegt seit jeher weniger im betont Staatsmännischen als im oppositionellen Rabaukentum.

WAHLKRAMPF

Dass ausgerechnet die kampagnenerprobte FPÖ im jüngsten Wahlkampf von Anfang an nicht Tritt fassen konnte, ist ursächlich innerparteilicher Uneinigkeit zuzuschreiben. Während der burschenschaftliche oder völkische Kaderstamm sich in weltanschaulicher Prinzipientreue früh auf die Niederösterreichische Landesrätin festlegte, suchte der engere Kreis um Heinz Christian Strache nach einem »bürgerlichen Kandidaten«, wobei man wusste, dass dieser von einer »Wotangläubigen« (Ewald Stadler) nur schwer gegeben werden könne. Zudem schmeichelte eine Tageszeitung dem Parteichef so lange, bis dieser laut darüber nachdachte, selbst zu kandidieren. Jedoch siegte der von Krone-Herausgeber Hans Dichand verstärkte germanomanische Trotz über jedem strategischen Denken. Umso nachdrücklicher die sich betont einig gebende FPÖ in der Folge darauf insistierte, dass Rosenkranz nicht die zweite Wahl gewesen sei, desto unglaubwürdiger wurde dies.

Nicht nur die verunglückte Kampagne (»Ohne Mut, keine Werte«), auch das wenig kameradschaftliche Verhalten Straches in der Verbotsgesetz-Affäre bestärkte diesen negativen Eindruck. Während sich Rosenkranz mit ihrer seit Jahren vorgebrachten Kritik am Verbot von Holocaustleugnung und neonazistischer Betätigung ganz auf Parteilinie wähnte, wurde sie vom Parteichef dafür nun öffentlich abgekanzelt. Ungerechte Welt: Schon 2006 bezeichnete der Ring Freiheitlicher Jugend (RFJ) das Verbotsgesetz als »Schande für die ach so freie westliche Welt«. Und Strache selbst zweifelte Anfang 2007 öffentlich daran, ob das Verbotsgesetz noch zeitgemäß und zweckdienlich sei. Eine demokratische Gesellschaft müsse »auch verrückte Meinungen aushalten«, so der FPÖ-Obmann damals. Von Neonazis wurde das Aufgreifen ihrer jahrzehntelangen Forderung damals als Sieg gefeiert, entsprechend verstimmt war man nach dem jüngsten Umfaller der Parteispitze.

Auch dass Rosenkranz die von Dichand verlangte eidesstattliche Erklärung, wonach sie das Verbotsgesetz zumindest als »Symbol für die Abgrenzung zum Nationalsozialismus« akzeptiere, abgegeben hatte, nahm man in der Neonaziszene zunächst mit Empörung zur Kenntnis. Doch diese legte sich rasch wieder, schließlich rang man sich gar zu einer Wahlempfehlung durch. Und so war auf der derzeit wichtigsten österreichischen Neonazi-Homepage zu lesen: »Auch wenn Rosenkranz mit ihrem Bückling viel Schaden angerichtet hat, (…) so ist (sie) dennoch wählbar für uns. Ihr Buch gegen den ›Genderwahnsinn‹ und Reden wie diese, gehalten auf einer Sonnwendfeier des WKR und der ÖLM, zeigen wofür ihr

Herz schlägt. Wir wollen also nicht zu hart mit ihr ins Gericht gehen und fordern alle Nationalisten auf ihre Stimme Barbara Rosenkranz zu geben. **Ihr Erfolg ist auch unserer!**« (Hervorhebung im Original)

HAUSFRAU UND MUTTER

Bei der Sonnwendfeier, auf welche die Neonazis in ihrer Wahlempfehlung Bezug nahmen, handelt es sich um ein alljährliches Event von deutschvölkischen Turnern, Burschen- und Landsmannschaftern im Wienerwald. 2008 fand Rosenkranz dort deutliche Worte: »Jede Hure (findet) öffentliches Interesse, jeder Transvestitenrummel eine wohlwollende Berichterstattung, die mütterliche Frau dagegen - wenn überhaupt wahrgenommen - wird als Beispiel eines veralteten Rollenbildes allenfalls belächelt.« Auch dass Neonazis ihre Wahlempfehlung mit dem Hinweis auf das antifeministische Machwerk aus der Feder der FPÖ-Politikerin (»MenschInnen«) begründen, zeigt die anhaltende zentrale Bedeutung rigider, heterosexistischer Geschlechterordnung in der völkischen Weltanschauung.

Tatsächlich stellte die FPÖ mit Rosenkranz auch ihr extrem konservatives Frauenbild zur Disposition. Während Strache in seinen Wahlkämpfen scheinbar die Rechte der Frauen gegen deren angebliche Bedrohung durch den Islam verteidigt und damit insbesondere bei Jungwählerinnen punkten kann, führte man den Bundespräsidentschaftswahlkampf mit Reminiszenzen an die Mutterkreuzideologie. Im Zentrum der Agitation stand neben der vermeintlichen »Meinungsfreiheit« und der »Brüsseler Diktatur« die Forderung nach einer »pronatalistischen, patriotisch orientierten Familienpolitik« und der Kampf gegen die »konstruierte Selbstverwirklichung« der Frauen.

Weil Rosenkranz mit ihrer zehnköpfigen Kinderschar die »intakte, mit festen Wurzeln in der Muttererde verankerte, numerisch überlebensfähige - österreichische - Familie« repräsentiere, sei sie laut dem FPÖ-Organ *Neue Freie Zeitung* den »Gender-Lobbys, Homolympics und Zuwanderungsbetreibern ein Dorn im Auge« gewesen und von »nachwuchsverweigernden und gebärstreikenden Freunde(n) der Internationale« gehetzt worden.

In Andreas Mölzers Wochenzeitung *Zur Zeit* waren es »Lesben und Emanzen, Gender-Mainstream-Fanatiker und kinderverweigernde Hedonisten«, die eine regelrechte Treibjagd auf die sich selbst als »Hausfrau« bezeichnende Politikerin veranstaltet hätten. Noch deutlicher wurde der Tiroler Nationalratsabgeordnete und Burschenschafter Werner Königshofer, für den Rosenkranz als »10-fache Mutter (…) ein Symbol für die Lebenskraft unseres Volkes und für die Zukunft eines freien und gesunden Österreichs« ist. Dass die Reduktion von Frauen auf ihre Gebärfähigkeit und damit auf eine Funktion im völkischen »Kampf der Wiegen« (Irenäus Eibl-Eibesfeldt) auch in Österreich mittlerweile oder immer noch ein Minderheitenprogramm ist, will man in der FPÖ nur schwer wahrhaben. Und so kann man sich auf Burschenschafterbuden das Scheitern bloß mit der Perfidie der (roten und goldenen) »Internationale« und deren erfolgreichem Umerziehungsprogramm erklären.

VÖLKISCHE IKONE

Neben ihrer offensiv gelebten Rolle als Erhalterin deutscher Art ist der gute Ruf, den Rosenkranz in der rechtsextremen bis neonazistischen Szene trotz ihrer Distanzierungen vom Nationalsozialismus genießt, vor allem auf den ihres Gatten zurückzuführen. Horst Jakob Rosenkranz begann seine politische Karriere bei der neonazistischen *Nationaldemokratischen Partei,* versuchte vergeblich mit der nicht minder neonazistischen »Liste Nein« zur Ausländerflut 1990 bei Nationalratswahlen zu reüssieren, um sich danach auf die Herausgabe der rechtsextremen Monatsschrift *fakten* zu beschränken. Seine Gattin hatte mit diesen Aktivitäten nie ein Problem, ganz im Gegenteil: Sie hätten allesamt »nichts Ehrenrühriges« und in den *fakten* würden doch »sehr reputierliche Leute schreiben.« Einer dieser derart Geadelten ist Gerhoch Reisegger, ein antisemitische Verschwörungsmystiker und Teilnehmer

an internationalen Neonazitreffen, der im Rosenkranz-Blatt schrieb: »Der alte Traum der Kosmopoliten« – so werden in diesen Kreisen Jüdinnen und Juden genannt –, »mit Hilfe des Geldes den Bibelauftrag, die ganze Welt zu beherrschen, zu verwirklichen, scheint mit dem Instrument der Globalisierung in greifbare Nähe gerückt zu sein.« Kurz davor erklärten die *fakten* den mehrfach verurteilten Holocaustleugner Wolfgang Fröhlich zum würdigen »Jünger des unbeugsamen Michael Kohlhaas«.

Bevor sich Jörg Haider 2005 aus dem »braunen Sumpf« zu ziehen versuchte, war Barbara Rosenkranz die Galionsfigur der Völkischen in der FPÖ. Mit ihrer Teilnahme an einem Treffen mit rechtsextremen bis faschistischen Parteien aus Ost- und Westeuropa provozierte sie 2001 die damalige Parteispitze um Susanne Riess-Passer, die gerade um internationale Imageverbesserung bemüht war. Offene Kontaktnahmen mit Radauantisemiten wie István Csurka unterliefen die Versuche, in einer EU-Parlamentsfraktion Aufnahme zu finden.

Demgegenüber meinte Rosenkranz damals in ihren Grußworten an die Versammelten: Sie sei froh, den Tag mit Menschen verbringen zu können, die sich »nicht dem Mainstream anschließen« und »eigenständig und frei« denken. Der solcherart hofierte Csurka kommentierte zwei Monate davor den al Quaida-Terrorangriff auf die USA: »Die unterdrückten Völker der Welt konnten nicht die Erniedrigung durch die Globalisierung, die Ausbeutung und den in Palästina planmäßig durchgeführten Genozid ohne einen Antwortschlag erdulden.«

Auf den kritischen Vorhalt, sie pflege insbesondere durch ihre wiederholten Auftritte bei den »Kärntner Kulturtagen« einen problematischen Umgang, entgegnete Rosenkranz: »Ich sehe die Kreise, in denen ich mich bewege nicht als rechtsextrem.« Tatsächlich bewegt sich in diesen Kreisen etwa Jürgen Schwab, ein deutscher Neofaschist mit antikapitalistischer Stoßrichtung, dem noch die NPD zu gemäßigt ist und der 2009 gemeinsam mit Rosenkranz in Kärnten auftrat. Alles in allem überraschte es nicht, als der damals noch im Spanischen Exil weilende Neonazi Gerd Honsik 2006 seine Wahlempfehlung für die FPÖ damit begründete, dass er »der Abgeordneten Barbara Rosenkranz« vertraut.

BRUCHLINIEN

Die völkische Burschenschafter- und Lodenfraktion übernahm 2005 die Rest-FPÖ, die sich im Nationalrat dann nur mehr von Rosenkranz und dem Teutonen Reinhard E. Bösch vertreten sah. Nun wurde die Partei wieder, was sie war. Auch in programmatischer Hinsicht gab man jede Rücksichtnahme auf: Das 1997 mit Blick auf den künftigen bürgerlichen Koalitionspartner aus dem Programm genommene explizite Bekenntnis zur »deutschen Volksgemeinschaft« ist mittlerweile wieder ein »Grundsatz freiheitlicher Politik«. Doch etwas hat man offenbar doch gelernt, denn nun sollte eine Machtanhäufung in den Händen eines Einzelnen wie zu Haiders Zeiten nicht mehr möglich sein.

Den als Drittes Lager verharmlosten Völkischen ist seit jeher ein Überschuss an Cäsarismus und einem (gekränkten) männlichen Narzissmus eigen. Dieser lässt seit Schönerer die Führer immer wieder sich verselbständigen. Im Fall von Strache warnte Otto »Ich war immer rechts, auch in der NSDAP« Scrinzi schon 2007 vor einer Wiederholung der Geschichte. Der große alte Mann der FPÖ schrieb ausgerechnet in Rosenkranz *fakten*, den Freiheitlichen drohe ein neuerliches Abgleiten in die »Sekretärwirtschaft«. Weiters kritisierte Scrinzi, dass Strache sich vor allem »mit Ja-Sagern im schlechten Haider-Stil« umgebe. Auch im Verlauf der jüngsten innerparteilichen Querelen wurde im Burschenschaftermilieu wiederholt darauf hingewiesen, dass das Generalsekretariat fest in Händen von Nichtkorporierten sei. Stadler macht dafür öffentlich eine Art Minderwertigkeitskomplex des pennalen Burschenschafters Strache gegenüber den akademischen Alten Herren verantwortlich.

Im jüngsten Wahlkampf wurde aber auch innerparteiliche Kritik an Strache und seinem Team laut. Es war wieder Scrin-

zi, der es in es der Märzausgabe des Burschenschafterorgans *Die Aula* »wenig sinnvoll« nannte, dass der Parteichef die Latte für Rosenkranz zunächst auf unerreichbare 35 % gelegt hatte. Das nationale Gewissen der FPÖ forderte seinen Obmann zudem auf, »mehr hinter als neben die Kandidatin« zu treten.

Doch das war wohl zu viel verlangt von Strache, der – wie einst Haider gegenüber Heide Schmidt – offenbar Schwierigkeiten damit hat, Frauen auf Augenhöhe zu begegnen. Srinzis Warnungen vor »der Wiederholung des schlechten Haider-Stils« verhallten jedoch unerhört. Entsprechend viel Groll hat sich im Rosenkranz-Lager angehäuft und wartet nur darauf sich über Strache zu ergießen.

VÖLKISCH ODER POPULISTISCH

Aber die Meldungen über eine Spaltung der FPÖ in einen prinzipientreuen (völkischen) und einen opportunistischen (populistischen) Flügel erscheinen verfrüht. Jedoch wurden rund um die Bundespräsidentenwahl innerparteiliche Gegensätze sichtbar. Diese sind aber weniger inhaltlicher als vielmehr taktischer und persönlicher Natur, von daher entspringt es reinem Wunschdenken, eine politische Liberalisierung der FPÖ in Bälde für möglich zu halten.

Damit eröffnete man Strache nur die Möglichkeit, sich gegenüber Fundis wie Rosenkranz als gemäßigter Rechter zu profilieren. Tatsächlich liegt der Unterschied nur im Stil: Während Strache in alter Haider-Manier in den Discos den Jugendlichen gibt und am Ballhausplatz mit der Kreuz in der Christenhand das Abendland rettet, wachen Scrinzi, Rosenkranz und Kameraden im lodernden Sonnwendfeuerschein über die reine Lehre. Hier weiß man nach dem Rosenkranz-Debakel mehr denn je von der Notwendigkeit, sich einen populistischen Agitator ohne allzu schmissigen Stallgeruch zu halten. Diese ungleiche Arbeitsteilung birgt einiges an Konflikten und es war nur eine Frage der Zeit, bis diese wieder aufbrechen.

HERIBERT SCHIEDEL
ist Rechtsextremismusexperte im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und hat 2007 »Der rechte Rand. Extremistische Gesinnungen in unserer Gesellschaft« bei Edition Steinbauer publiziert.

Haben wir den Bundespräsidenten, den wir verdienen?

VERDIENEN wir die Medien, die wir haben?

Gut, die Frage, wer Österreich nach dieser Bundespräsidentenwahl repräsentieren wird, ist nun entschieden. Aber haben wir diesen Bundespräsidenten wirklich verdient? Oder haben die zahlreichen Journalisten doch Recht, die – aus lauter Langweile? – meinten, dass er ohnehin gar nicht so gut ist, wie manche tun?

Was soll denn ein Bundespräsident der Republik Österreich können? Und was soll er eigentlich tun? Soll er wirklich so eine Art Überregierungschef sein, der anordnet, wo es lang gehen soll? Hatten wir diesen Anspruch nicht schon einmal? Zugegeben: Die Verfassung von 1929 scheint dem Bundespräsidenten viel Macht zu geben. Doch bei näherem Hinsehen zeigt sich bald, dass diese Macht primär symbolisch ist. Und außerdem gibt es immerhin eine Regierung, die regieren sollte. Der Bundespräsident hat daher moralische Macht dort, wo er sich hoher Zustimmung in der Bevölkerung sicher sein kann. Und der Bundespräsident kann eine große Stärke des Landes sein, wenn er eine international geachtete Persönlichkeit ist. Ja, und wenn er behutsam mit seinen Möglichkeiten umgeht. Denn Schaden ist recht schnell angerichtet.

Was also spricht denn nun wirklich gegen Heinz Fischer? Dass er nicht kraftmeiert? Liegt das Problem nicht eigentlich auf zwei gänzlich anderen Ebenen?

Zum einen könnte man den Eindruck haben, dass Österreich keine Außenpolitik hat – oder sind (starke) außenpolitische Initiativen der Regierung bekannt? Der Außenminister ist ein netter Mann, aber ist er nicht in erster Linie ÖAAB-Obmann? Der Regierungschef ist auch ein netter Mann –, aber hat er sich je für Außenpolitik interessiert? Und überdies: Gibt es denn gemeinsame Grundlagen außenpolitischen Handelns von ÖVP und SPÖ, Grundlagen der Regierung? Unter diesen Bedingungen bleibt das außenpolitische Feld weitgehend unbestellt – eine Brache sozusagen.

Merkwürdigerweise gibt es kaum Journalisten, die diese Tatsache geißelten. Gibt es denn überhaupt noch außenpolitische Redakteure? Oder bekommen sie bloß keinen Platz in ihren Medien? Wenn es sie gibt, so müssten sie wenigstens sehen, dass da an der Spitze des Staates einer ist, der hilft, Österreichs Bild in der Welt hoch zu halten, der weiß, was Verständigung bedeutet und der international geachtet wird dafür. Dass dahinter derzeit nicht viel los ist, ist traurig, aber nicht seine Schuld.

Bloß was wollen alle die, die meinen, mit den Kandidaten Rosenkranz und Gehring habe es schon seine Richtigkeit oder gar »ohne Fischer keine Rosenkranz« – wie die Schlagzeile eines selbst ernannten Qualitätsmediums während des Wahlkampfs lautete. Ist uns noch zu helfen? Weil den Journalisten fad ist, wird jetzt Heinz Fischer die Schuld an dieser Kandidatin zugeschoben. Haben sich diese Herrschaften schon gefragt, wie Österreich dastünde, wenn sie Bundespräsidentin wäre? Ist das wirklich ganz egal?

Vielleicht müsste die Frage anders lauten: Haben wir die Medien verdient, die wir haben? Ich fürchte, wir haben sie verdient. Heinz Fischers Qualitäten sind demgegenüber ein unverdientes Geschenk. Aber vielleicht sollten wir die Zeit der zweiten Periode von Heinz Fischer nützen und eine wirklich substanzielle Diskussion darüber führen, was wir denn gerne hätten. Einen ehrgeizigen innenpolitischen Poltergeist? Einen respektierten Vertreter Österreichs in der Welt? Oder vielleicht doch einen Kaiser?

.

CASPAR EINEM
ist Chefredakteur der Zukunft.

The Incredible Hulk, Nr. 134, Dezember 1970. Stan Lee, Jack Kirby TM & © MARVEL

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

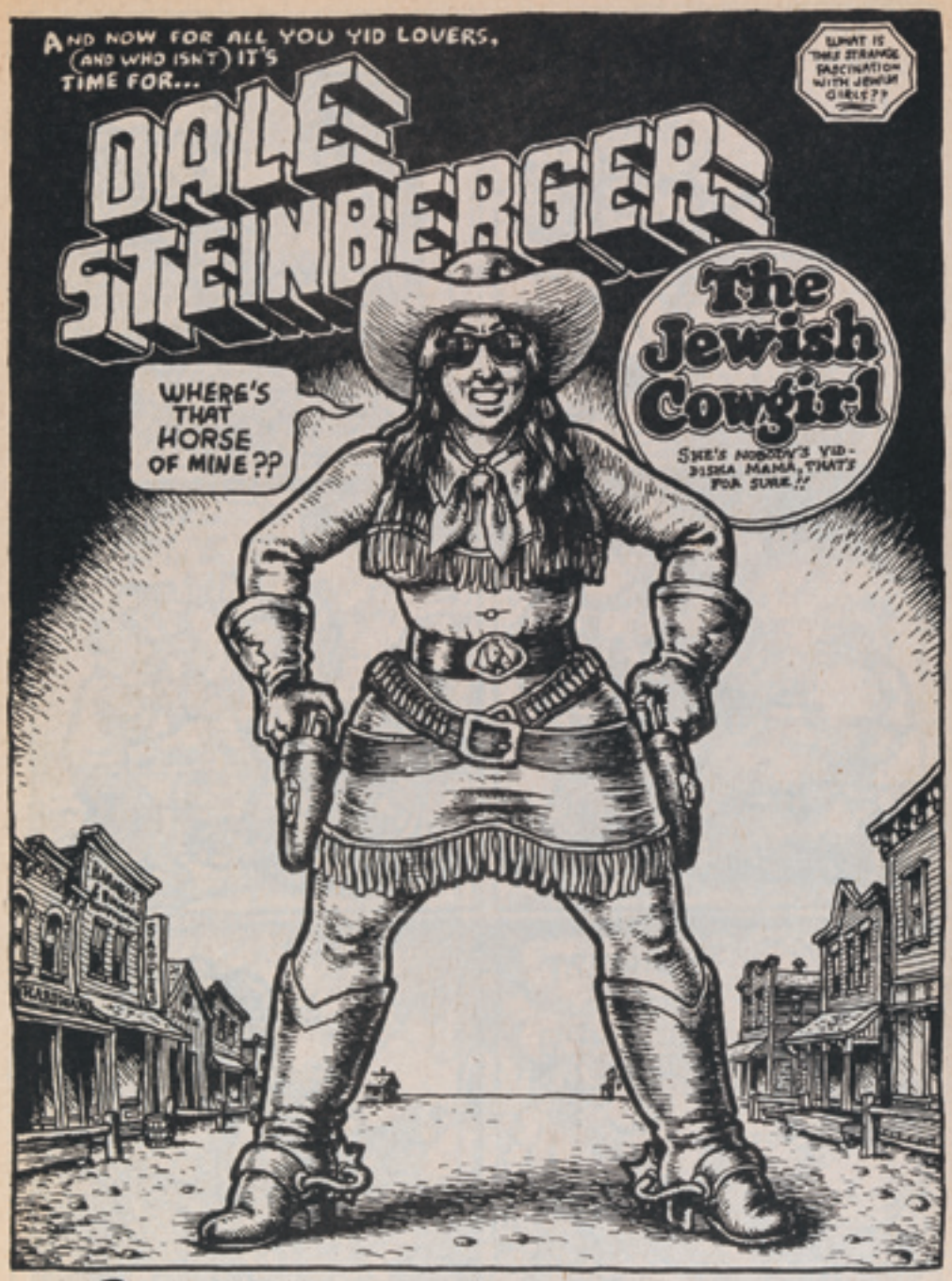
HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

Die jüdische Farbe des Comics

Nicht nur Superman stammt aus der Feder von jüdischen Zeichnern – auch Batman, Spiderman und andere Helden ihrer Zeit sind dieser entsprungen. Immigranten in New York, unter ihnen jüdische Künstler, hatten einen entscheidenden Anteil an der Entwicklung des Mediums. Anhand der Werke von mehr als 40 Künstlern folgt die Ausstellung der Spur jüdischer Zeichner, Texter und Verleger von Comics durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Sie zeigt Helden und Antihelden, schlagkräftige Kämpfer gegen Hitler und neurotische Kleinbürger. Mit mehr als 400 Objekten spannt sie einen Bogen von den ersten Comicstrips über die Superhelden der 1930er und 1940er Jahre, die Undergroundbewegung der 1960er Jahre bis hin zur literarisch anspruchsvollen Graphic Novel unserer Zeit.

30. April bis 8. August 2010
Öffnungszeiten: MO: 10 – 22 Uhr, DI –SO: 10 – 20 Uhr

Jüdisches Museum Berlin
Altbau, 1. Obergeschoss
Lindenstraße 9-14, 10969 Berlin
www.jmberlin.de



DALE HAS BEEN HAVING A DISCIPLINE PROBLEM LATELY WITH HER HORSE! THE MISERABLE BEAST HAS BECOME UNCOOPERATIVE, SULLEN AND ILL-MANNERED OF RECENT DAYS. NOTHING AGGRAVATES A COWGIRL MORE THAN HAVING TO KEEP HER HORSE IN LINE!

Dale Steinberger, the Jewish Cowgirl. Robert Crumb, in: Big Ass Comix, Nr. 1, Juni 1969 © Jüdisches Museum Berlin

Klimawandel und globale Erwärmung

SCHWERPUNKT Einen etwas anderen Blick auf das Phänomen Klimawandel wirft der Experimentalphysiker Werner Gruber. Er versucht, die komplexen physikalischen Zusammenhänge verständlich zu machen. Wie groß der Einfluss des Menschen auf das Klima sei, so meint er, nicht genau abzuschätzen. Unabhängig von den ergriffenen Gegenmaßnahmen müsse man sich aber jedenfalls auf eine deutliche Klimaerwärmung einstellen.

Der Klimawandel ist in aller Munde, kaum dass ein Tag mit Horrormeldungen über den Temperaturanstieg vergeht oder dass man mit Tipps konfrontiert wird, was man dagegen tun kann. Wichtig ist es, sich einige Fakten, die doch so offensichtlich sind, näher anzusehen. Gerade im Small Talk ist das Wetter ein Thema und oft hört man, dass eigentlich nur der Klimawandel für den heißen Sommer oder am kalten Winter verantwortlich sei. Zur Erinnerung: Der Winter im Jahr 2006/07 war sehr trocken – also ein Anzeichen für den Klimawandel –, aber vergessen wir bitte nicht den Winter im Jahr 2005/06. Dieser war nämlich besonders schneereich. Das Problem sind die Ausreißer, sie dienen immer als Argumentation für die globale Erwärmung.

Als New Orleans durch den Hurrikan Kathrin zerstört wurde, war jedem klar, dass sich die Natur rächt. Aufgrund der aktuellen Prognosen würde sich in den nächsten 20 Jahren die Zahl der Hurrikans um einen erhöhen. Bisher gibt es im Durchschnitt vier Hurrikans in diesem Gebiet pro Jahr. Interessanterweise gibt es aber auch Jahre, in denen kein Hurrikan auftritt und in anderen Jahren gibt es doppelt so viele Sturmereignisse als sonst. Damit müssen wir uns auf die Statistik verlassen. Wie haben sich die Temperaturen im Lauf der letzten 10 Jahre beziehungsweise der letzten 100 oder auch 1000 Jahre verändert? Apropos: Im Jahr 1998 gab es eine Prophezeiung, dass es in 10 Jahren überhaupt keinen Schnee mehr gibt.

Bevor wir uns mit den Statistiken beschäftigen, eine kurze Klarstellung bezüglich des Klimawandels und der globalen Erwärmung. Beide Begriffe werden allzu oft als Synonym verwendet. Unter der globalen Erwärmung versteht man die aktuelle Veränderung sowie die zu erwartende Veränderung des Klimas, welche durch den Menschen verursacht wird. Hingegen versteht man unter dem Klimawandel eine globale Veränderung des Klimas auf der Erde über einen längeren Zeitraum.

WIE KOMMT DIE WÄRME AUF DIE ERDE?

Damit müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, warum es auf der Erde warm ist. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einige dieser Gründe sind gut bekannt, andere werden noch nicht so gut verstanden. Die meiste Wärme stammt von der Sonne. Das Licht der Sonne erscheint uns Menschen als ziemlich konstant. Tatsächlich erreicht uns aber nicht nur sichtbares Licht, sondern auch Wärmestrahlung und UV-Strahlung. Aktuelle Satellitendaten zeigen, dass es teilweise große Schwankungen in der Strahlungsmenge des nicht sichtbaren Bereichs der Sonnenstrahlung gibt. Diese Schwankungen der Aktivität können auch einen kurzfristigen Einfluss auf das Wetter haben. Die *IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change* – Zwischenstaatliche Sachverständigengruppe für Klimaveränderungen) selbst schreibt in ihrem Bericht vom Jahr 2007, dass der Grad des wissenschaftlichen Verständnisses des Einflusses der solaren Variabilität nur gering ist.

Es zeigte sich, dass gerade in den Jahren von 1695 bis 1720 die Sonne eine verminderte Aktivität von Sonnenflecken aufwies. Diese Phase wird als Maunderminimum bezeichnet. Interessanterweise fällt die Entstehung der kleinen Eiszeit genau in dieses Minimum hinein. Es gibt verschiedene Zyklen der Sonnenaktivitäten, den 11-Jahres-Zyklus oder den Gleißberg-Zyklus, der 80 Jahre dauert. Die Ursache dieser Zyklen ist noch nicht bekannt, aber sie dürften einen nicht unwesentlichen Einfluss auf unser Wetter und Klima haben.

Fast noch wichtiger sind die Neigung der Erdachse und der Einstrahlwinkel der Sonne. Natürlich kennen wir die Jahreszeiten, die eine Ursache für den unterschiedlichen Einstrahlwinkel im Laufe eines Jahres sind. Die Erdachse bewegt sich nicht stabil im Raum, sondern sie trudelt. Diese Präzession dauert rund 25.700 Jahre. Zusätzlich verändert sich die Neigung der Erdachse mit einem Zyklus von 41.000 Jahren. Da sich die Erde auch nicht um einer Kreisbahn um die Sonne dreht, gibt es noch einen dritten Zyklus. Man spricht hier von der Exzentrizität, also der Variation der Erdumlaufbahn um die Sonne. Überlagert man alle drei Zyklen so spricht man vom sogenannten Milankovic-Zyklus. Berechnet man die Strahlungsänderung der Sonne aufgrund der unterschiedlichen Entfernungen und der Neigung der Erdachse, so variiert die Sonneneinstrahlung um 2 bis 23 Prozentpunkte.

Nun kann man sich fragen, warum die Neigung der Erde für das Klima so wichtig ist? Eigentlich sollte es vollkommen egal sein, wie die Erde geneigt ist, die Sonne schickt immer gleich viel Strahlung auf die Erde. Aber wir haben auf der Erde ein Ungleichgewicht zwischen der Verteilung der Landmasse und des Wassers. Das Land reflektiert das Licht stärker als das Meer. Das bedeutet, dass es über dem Land zu einer stärkeren Abkühlung kommen kann als über dem Wasser. Im Extremfall kann es zu einer Eisbildung kommen, die wiederum noch stärker das Sonnenlicht reflektiert. Mehr Wasser gefriert und weniger Wasser steht für die Verdunstung zur Verfügung. Es regnet dann seltener und es wird global gesehen kälter. Dieser Milankovic-Zyklus kann die Eiszeiten auf der Erde sehr gut erklären.

DER GOLFSTROM

Für das Klima hat auch der Golfstrom eine wesentliche Bedeutung. Der Golfstrom führt zu einer Vermengung warmer und kalter Meeresströmungen. Das Wasser wird im Süden der Erde auf der Oberfläche erwärmt. Dieses warme Wasser wandert über die Oberflächenströmung über den Golf von Mexiko nach Grönland. Da das Wasser warm ist, kann es leicht verdunsten. Die Winde, die von Nordamerika nach Europa strömen, nehmen viel warmes Wasser auf, das dann über Europa abregnet. Dadurch sinkt aber der Wasseranteil in der Nähe des Nordpols, die Salzmenge bleibt aber gleich groß. Wasser, in dem mehr Salz gelöst ist, ist schwerer als Wasser in dem weniger Salz gelöst ist. Dadurch sinkt das Wasser mit viel Salz im Norden der Erde nach unten. Dort haben wir wahrscheinlich den größten Wasserfall – das Wasser sinkt rund 3000 Meter nach unten und wird dabei abgekühlt. Dieses kühle, stark salzhaltige Wasser strömt dann als Tiefenströmung wieder nach Süden um dann wieder aufzusteigen und erwärmt zu werden. Pro Sekunde werden 10 bis 40 Millionen Kubikmeter Wasser transportiert. Das globale Förderband transportiert 5 Petawatt Leistung, was ungefähr vier Millionen großen Kernkraftwerken entspricht. Damit wird auch die Bedeutung für das Klima klar.

Einerseits sorgt der Golfstrom für die Verteilung der Wärme auf der Erde und andererseits ist er für die Wolkenbildung auf der Nordhalbkugel von essentieller Bedeutung. Würde der Golfstrom stehen bleiben, gibt es keine Bewegung der Oberflächenströmung mehr, dann würde weniger Wasser von den Winden zwischen Nordamerika und Europa aufgenommen werden. Es würde in Europa weniger regnen. Interessanterweise würde es auch in Europa kälter werden, denn es wird durch den Regen auch Wärme transportiert. Aber warum sollte der Golfstrom »stehen« bleiben? Nimmt die Temperatur auf der Erde stark zu, so wird auch die Oberflächenströmung des Golfstroms wärmer. Trifft sie auf das polare Eis, so beginnt dieses Eis zu schmelzen und es verdünnt das mit Salz angereicherte Meerwasser – das Polareis besteht aus Süßwasser. Dadurch wird das Meerwasser nicht mehr in der Polarregion sinken und das globale Förderband – ein anderer Ausdruck für den Golfstrom – hört auf sich weiter zu bewegen.

Einen ganz wesentlichen Einfluss auf das Klima haben Vulkanausbrüche. Große Vulkanausbrüche führen zu Kälteperioden. Als im April 1815 der Vulkan Tambora im heutigen Indonesien ausbrach, gab es das Jahr ohne Sommer. Der Ausbruch

des Laki auf Island führte zu einem extrem kalten Winter im Jahr 1783. Die Asche steigt in große Höhen und dadurch wird ein Teil der Sonnenstrahlung in das Weltall reflektiert. Weniger Wärme erreicht die Erde. Aber es ist nicht nur die Asche, welche ihre Auswirkungen zeigt. Es ist vor allem der Schwefel, der in die Stratosphäre gelangt. Dort bildet sich Schwefelsäure und diese kleinen Schwefelsäuretröpfchen sorgen viel stärker für eine Abkühlung der darunterliegenden Luftschichten als die Vulkanasche selbst.

DER TREIBHAUSEFFEKT

Der Treibhauseffekt hat für die Erwärmung der Erde ebenfalls einen großen Einfluss. Gäbe es ihn nicht, so gäbe es wahrscheinlich keine Menschen – es wäre zu kalt. Ohne den Treibhauseffekt hätten wir auf der Erde eine durchschnittliche Temperatur von rund -18°C. Für den Treibhauseffekt ist die Atmosphäre der Erde zuständig. Die Sonne leuchtet im grünen Bereich, also bei rund 500nm, am stärksten. Für diesen Wellenlängenbereich ist die Erdatmosphäre fast durchsichtig, das heißt fast die gesamte Strahlung gelangt auf die Erdoberfläche. Dort erwärmt sich die Oberfläche aufgrund der Strahlung auf rund 30°C. Diese Oberfläche strahlt nun die Wärmestrahlung, die nun bei rund 1000nm liegt wieder ab. Allerdings ist die Atmosphäre für diese Strahlung kaum durchlässig. Das Kohlendioxid und noch viel stärker das Methan in der Atmosphäre absorbieren die Strahlung. Somit wird die Wärmestrahlung wieder auf den Boden reflektiert. Diese Strahlung kann nicht in den Weltraum abgegeben werden.

Nun gibt es einige Gase, die den Treibhauseffekt stark unterstützen. Dazu gehört das schon erwähnte Kohlendioxid, Wasserdampf und das Methan. Den größten Anteil dürfte der Wasserdampf haben. Er liegt in der Größe von rund 36 bis 70 Prozent. Dabei ist nicht die Rückstrahlung der Wolken berücksichtigt. Die Wolkenoberseite reflektiert nämlich wieder einen nicht unwichtigen Teil der Sonnenstrahlung in den Weltraum. Allerdings hängt es davon ab, wie hoch die Wolke ist. Höhere Wolken haben einen geringeren Einfluss als tieferliegende Wolken. Das Kohlendioxid hat einen Anteil von 9 bis 26 Prozent und das Methan einen Anteil von vier bis neun Prozent am Treibhauseffekt. Das Methan scheint nur einen geringen Anteil am Treibhauseffekt zu haben, dies liegt aber daran, dass in der Atmosphäre nur relativ wenig Methan zur Verfügung steht. Würde man den Methananteil in der Atmosphäre erhöhen, so hätte dies katastrophale Folgen. Methan hat auf die Erwärmung der Atmosphäre einen rund 20fach größeren Effekt als das Kohlenstoffdioxid.

Denkt man in globalen Zeiträumen, so änderte sich der Kohlenstoffdioxidanteil in der Atmosphäre gewaltig. Dies hängt mit dem Vulkanismus und der gleichzeitigen Ausfällung von Kohlenstoffdioxid als Kalk im Meer ab. Würde zum Beispiel der Vulkanismus auf der Erde sofort aufhören, so würde es auf der Erde binnen ein paar Jahrhunderten so kalt, dass Leben auf der Erde nicht mehr möglich wäre.

Damit stellt sich die Frage, wie stark der Einfluss des Menschen auf den Treibhauseffekt ist? Gerade in den letzten 100 Jahren hat der Ausstoß durch Kohlenstoffdioxid stark zugenommen, da mehr Benzin respektive Öl verbrannt wurde als bisher jemals in der Geschichte der Erde. Gelichzeitig stieg aber auch der Methananteil in der Atmosphäre durch den Reisanbau und die Rinderzucht. Allerdings müssen wir uns im Klaren sein, dass der Anteil am gesamten Treibhauseffekt von Menschen verursachte Treibhausgase einen Anteil von rund zwei Prozent ausmacht. Dieser Anteil scheint als gesichert zu gelten. Gleichzeitig folgt aus den Temperaturmessungen der letzten paar hundert Jahre, dass die Temperatur in den nächsten Jahrzehnten um rund 1,5°C bis 4,5°C steigen wird. Als realistisch wird ein Wert von rund 3°C betrachtet.

Nun kann man sich die Frage stellen, wie gefährlich eine Temperaturerhöhung der Jahresdurchschnittstemperatur von 3°C ist. Dieser Wert erscheint nicht besonders groß. Aber betrachten wir die Wetterextrema. Bisher gibt es Regionen, in denen für rund eine Woche die Temperatur über 30°C steigt.

Meist sinkt die Temperatur nach einer Woche wieder unter 30°C. Für die Vegetation hat es große Vorteile, dass diese Phasen nicht länger dauern, denn nach einer Woche kann sich die Vegetation wieder erholen. Steigt aber die Temperatur im Jahresmittel um ein paar Grad, so werden die Phasen der Tage mit über 30°C ansteigen. Diese Phasen können sich dann auf über 14 Tage erhöhen. Dadurch kann sich die Vegetation nicht mehr erholen. Die veränderte Oberfläche hat dann wieder weitreichende Auswirkungen auf die Rückstrahlung der Sonnenstrahlung und es wird weiter wärmer.

Man muss aber mit diesen Klimamodellen sehr vorsichtig sein. Viele Mechanismen sind nur geschätzt und werden noch nicht verstanden. Wir haben über die letzten 100 Jahre schöne Fotos von der Pasterze und sehen, wie sie immer weniger wird. Damit ist natürlich die globale Erwärmung bestätigt, aber ist sie von Menschenhand geschaffen? Dieser Gletscher ist nicht tausende Jahre alt – der Name Pasterze hat slowenische Wurzeln und bezeichnet ein Gebiet, das zur Viehweide geeignet ist. Heute wissen wir aufgrund der Vegetationsverbreitung der Alpen, dass in den letzen 10.000 Jahren die Gletscher mehrmals stark zurückgingen.

So gingen die Gletscher vor 6000 und vor 2000 Jahren noch stärker zurück als heute. Die letzte große Rückzugsphase wird auf das Frühmittelalter datiert. Man sollte nicht leichtfertig den Klimawandel und den Einfluss des Menschen wegdiskutieren, aber wir müssen uns im Klaren sein, dass sich das Klima in den letzten Jahrhunderten durchaus stärker gewandelt hat, als man es vermuten könnte. So war vor 800 Jahren Oberösterreich ein bevorzugtes Weinanbaugebiet – heute gibt es dafür Most.

Es wird wärmer, das ist sicher. Der Mensch hat einen Einfluss darauf, aber wie stark dieser Einfluss ist, das kann niemand mit Sicherheit sagen. Zur Erinnerung: Wir sprechen von zwei Prozent des menschengemachten Treibhauseffekts. Dies soll nun kein Plädoyer für mehr Benzin und umweltverpestende Energieformen sein, aber mit Panikmache kommen wir auch nicht weiter.

WIE KÖNNEN DIE LÖSUNGEN AUSSEHEN?

Weniger Kohlenstoffdioxid herstellen ist populär, aber nicht beliebt. Gerade in der Automobilindustrie wird gerade am Elektroautomobil gebastelt. Es wird als die Lösung für die Zukunft dargestellt. Aber würden alle Automobilbesitzer in den nächsten Jahren auf ein 3-Liter-Auto umstellen, die es ja schon zur Genüge gibt, dann hätten wir die nächsten 30 Jahre eine gewaltige Einsparung, was das Kohlenstoffdioxid betrifft.

Die Industrie benötigt Energie. Woher kommt die Energie – natürlich aus der Steckdose. Dass ein wesentlicher Anteil aus Kohle- und Gaskraftwerken kommt, wird wenig berücksichtigt. Würden wir diese Kraftwerke abschalten, wäre viel gewonnen. Aber woher bekommen wir die Energie für die Industrie? Wasserkraft ist nur eine beschränkte Alternative – nicht alle Länder haben solche Ressourcen wie Österreich. Leider steht uns im Winter die Wasserkraft auch nur beschränkt zur Verfügung. Die Windkraftwerke stellen auch nur eine beschränkte Option dar. Windkraftwerke benötigen aufgrund des Lärms, den sie verursachen, und einiger optischer Effekte wie dem Schlagschatten, sehr viel Platz. Deshalb baut Deutschland schon viele Windkraftwerke in die Nord- und Ostsee. Natürlich können wir auf die Kernfusion, eine sehr umweltfreundliche Technik, hoffen, aber das wird noch einige Jahrzehnte dauern.

Was bleibt also? Energie sparen, zum Beispiel mit Energiesparlampen. Im Sommer macht das Ganze in unseren Breiten durchaus Sinn, aber nicht im Winter. Bisherige elektrische Lampen haben im Winter vor allem als Wärmequellen (elektrische Heizkörper) gedient, dass sie Licht abgegeben haben, war mehr ein nützlicher – wenn auch gewünschter - Nebeneffekt. Nun muss in unseren Breiten im Winter verstärkt geheizt werden. Dies geschieht in der Regel mit fossilen Brennstoffen, die wiederum Kohlenstoffdioxid freisetzen. Wäre es nicht

sinnvoller, wenn die Lampen über treibhausneutrale Energien betrieben werden würden?

Als Lösung könnte man die Kernenergie anbieten. Natürlich ist es im Moment nicht opportun, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Es gibt ein paar tausend Kernkraftwerke, die problemlos weltweit arbeiten; und hätte nicht eine Bedienungsmannschaft in einem kleinen russischen Ort schwere Fehler gemacht, hätte dieses Thema nicht so eine eindeutige Schlagseite. Das Hauptproblem ist natürlich die Endlagerung der Brennstäbe.

Dieses Problem ist seit 1992 zumindest theoretisch als auch experimentell gelöst. Carlo Rubbia, der ehemalige Leiter des CERN, hatte eine gute Idee, wie man aus den hochradioaktiven Abfällen mindergefährlichen Abfall machen kann. Durch die Spallation, Bestrahlung des hochradioaktiven Mülls mit Neutronen, werden die Atomkerne des Mülls im wahrsten Sinne des Wortes zerstört. Die Bruchstücke sind dann nur mehr für kurze Zeit radioaktiv. Dieses Verfahren wurde auch experimentell überprüft und es funktioniert im Labor. Nun müsste man das Ganze im großen Stil in einer Industrieanlage ausprobieren. Dann erst kann entschieden werden, ob es taugt oder nicht, aber die Chancen stehen gut. Auf alle Fälle sind die Prognosen für dieses Verfahren gesicherter als für den Klimawandel und die Ursachen dafür.

Es stellt sich auch die Frage, wie weit wir noch etwas ändern können. In China gibt es 1,3 Milliarden Menschen, in Indien sind es 1,1 Milliarden und alle wollen mit dem Auto fahren und die Vorteile der Industrialisierung genießen.

Stellen wir uns darauf ein, dass es wärmer wird.

WERNER GRUBER
ist Mitarbeiter am Institut für Experimentalphysik
an der Universität Wien.

Adolph Neuman. Bob Clarke, Mischtechnik, 1971, Sammlung Alexander Braun © 2010 by E.C. Publications, Inc. All rights reserved

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

Klimapolitik in Österreich – viel Lärm um Nichts?

SCHWERPUNKT Einer grundlegenden, kritischen Analyse unterzieht Petra Bayr die österreichische Klimapolitik. Besonders im Bereich der Landwirtschaft und der Frächter sieht sie dringenden Handlungsbedarf. Statt mit einer weiteren Forcierung von Agro-Treibstoffen die globale Lebensmittelsicherheit weiter zu beeinträchtigen, schlägt sie ein Bundesklimaschutzgesetz als Instrument für einen verbesserten Klimaschutz vor.

Kaum ein anderes Land der Europäischen Union ist von den international vereinbarten Klimazielen so weit entfernt wie Österreich. Anstatt 18 Prozent zu reduzieren, haben wir gegenüber 1990 etwa 13 Prozent an Treibhausgasausstoß zugelegt. Gerne wird dem sehr ambitionierten Ziel die Schuld am Nichterreichen zugeschrieben, aber überdimensionaler Anstieg von Individualverkehr gekoppelt mit im Vergleich zu den Nachbarländern niedriger Treibstoffbesteuerung und ein relativ hoher Anteil an energieintensiver Industrie wie die Stahlproduktion sind wohl ebenso für Österreichs schlechte Klimadaten verantwortlich, wie das Nichthandeln der heimischen Umweltminister, seit Bartenstein in Kyoto als Umweltminister die internationale Vereinbarung unterschrieben, sich aber wenig später als Wirtschaftsminister an nichts mehr erinnern konnte.

Die momentane Klimapolitik des Landwirtschaftsministers Berlakovich ist gekennzeichnet durch ein Abschieben von Verantwortung und Aufschieben von Entscheidungen; beides mit dem Effekt, dass unsere Treibhausgasemissionen mehr von der Strenge der Winter und der Preisentwicklung von Rohöl an den internationalen Börsen abhängen, als von konkreten politischen Maßnahmen in Österreich.

Nach den international zwischen den Unterzeichnern des Kyotoprotokolls vereinbarten Reduktionszielen für sechs Treibhausgase – Kohlendioxid (CO2), Distickstoffoxid (N2O), Methan (CH4), PFC, Wasserstoffhaltige Fluorkohlenwasserstoffe HFC und Schwefelhexafluorid (SF6); diese sind unterschiedlich stark klimaschädlich und werden nach unterschiedlichen Koeffizienten zwecks einfacherer Berechnung in CO2-Äquivalente umgerechnet – ist Österreich verpflichtet, im Durchschnitt der Jahre 2008 bis 2012 seinen Ausstoß an CO2-Äquivalenten im Vergleich zum Basisjahr 1990 um 18 Prozent zu reduzieren. Real pendelt die Alpenrepublik auf immer etwa gleich hohem Niveau. Die letzten verfügbaren und wissenschaftlich interpretierten Daten sind aus dem Jahr 2008, also dem ersten Jahr der fünfjährigen Zielperiode. Daraus geht hervor, dass wir von dem Ziel, einem jährlich durchschnittlichen CO2-Ausstoß von 68,8 Millionen Tonnen, sehr weit entfernt sind, 2008 waren es mit 86,6 Millionen Tonnen beinahe 18 Millionen Tonnen zu viel. Wenn man unsere Ankäufe von Treibhausgaszertifikaten und Maßnahmen gegen die Entwaldung dazu rechnet, fehlen immerhin noch 6,9 Millionen Tonnen alleine im Jahr 2008.

WAS KOSTET EINE TONNE?

Erreicht Österreich das selbst gesetzte Ziel im Durchschnitt der fünf Jahre in der Zielperiode nicht, so ist es verpflichtet für jede Tonne an CO2-Äquivalenten, die es über dem Zielwert ist, Zertifikate in genau jenem Umfang zu kaufen. Dies wird erst nach dem Jahr 2012 der Fall sein, weil erst dann die korrekten Zahlen für die gesamte Periode vorliegen. Wie viel zu diesem Zeitpunkt freilich eine Tonne kostet, ist heute noch nicht bekannt. Die Schätzungen für die Ausgleichszahlungen Österreichs streuen dementsprechend gewaltig und reichen von einer halben bis zu 2,5 Milliarden Euro!

Während die Industrie durch ein europaweites Zertifikate-System erfasst ist (*ETS, Emission Trading System*: jedem relevant emittierenden Betrieb wird zugewiesen, wie viel über die Jahre kleiner werdendes Verschmutzungspotential er hat, liegt er

darüber, muss er Zertifikate zukaufen, liegt er darunter, kann er diese verkaufen), gibt es beim Verkehr ein speziell österreichisches Phänomen: Durch den im Vergleich zu den Nachbarländern relativ niedrigen Steuersatz auf Treibstoffe tanken vor allem Transit-LKWs in Österreich ihre (Reserve-)Tanks voll, weil das für die Frächter günstiger kommt. Der hier getankte Treibstoff wird natürlich Österreichs CO2-Bilanz zugerechnet, denn wo der Sprit real verfahren wird, ist technisch nicht nachvollziehbar. Die zusätzlichen Einnahmen für den Finanzminister durch diesen Tanktourismus wird mit etwa einer Milliarde Euro jährlich beziffert – also ein gutes Geschäft für die Republik. Und selbstredend verschwindet diese Milliarde im allgemeinen Budget und ist nicht etwa für heimische Klimaschutzmaßnahmen zweckgebunden.

GIER NACH TREIBSTOFF

Ebenso beachtenswert ist der Sektor der Landwirtschaft. Mit dem immer wieder gedroschenen Slogan »Die Landwirtschaft hat ihre Aufgaben gemacht« soll von den Potentialen zur Treibhausgasreduktion im ÖVP-Lieblingsressort abgelenkt werden. Denn nicht nur, dass in der Nahrungsmittelproduktion sehr wohl noch sehr viel zu verbessern wäre und beispielsweise biologische Landwirtschaft weitaus klimaneutraler ist als konventionelle, wittern die österreichischen Bauernbundvertreter mit der Debatte um den Klimaschutz ein weiteres Geschäft ihres Lebens: Die Produktion von Agrotreibstoffen, liebevoll aber fälschlich auch als »Biosprit« bezeichnet, die vor allem international betrachtet mehr Probleme neu schafft, als sie auch nur in der Theorie zu lösen fähig wäre.

Würden wir in Österreich oder innerhalb der EU versuchen, die ehrgeizigen Ziele im Verkehrssektor, also eine Verringerung des Treibhausgasausstoßes um zehn Prozent bis zum Jahr 2020 rein durch die Beimischung von Agrotreibstoffen umzusetzen, die wir hier bei uns anbauen, ernten und verarbeiten, hätten zwar die Landwirte der Union ein fürstliches Auskommen bis ans Ende aller Tage, es gäbe aber keinen Platz mehr in Europa, um Lebensmittel anzubauen.

Die Euphorie, mit der sich in dieser Debatte so mancher auf unbewirtschaftete Brachen stürzt, die ja eine neue Verwendung für den Anbau von Energiepflanzen bringen könnte, lässt komplett die Wichtigkeit dieser nicht als Ackerland genutzten Grünflächen als Rückzugsgebiet für Fauna und Flora außer Acht. Sie kommerziell zu bewirtschaften hieße große Einbußen in der Artenvielfalt hinzunehmen, was einem anderen umweltpolitischen Ziel, eben dem für Biodiversität aktiv zu sein, krass zuwider laufen würde.

Werden die notwenigen Agrotreibstoffe aus dem Ausland importiert, sind diese zumeist mit großen umweltpolitischen, sozialen, menschenrechtlichen und ebenfalls Artenvielfalts-Problemen beladen. Oft werden für die Flächen, die zum Anbau von Energiepflanzen nötig sind, Urwälder gerodet, Torfe abgebrannt oder Moore trocken gelegt. All das hat einen riesigen Ausstoß an CO2 zur Folge bzw. den Funktionsverlust, Kohlendioxid zu binden.

Und so hat ein Liter Treibstoff, der auf der Fläche eines abgefackelten Torfbodens etwa in Indonesien erzeugt wird, einen zehnmal so großen Treibhausgas-Rucksack, wie ein Liter konventioneller Treibstoff aus fossiler Quelle. Es gibt also keinen klimapolitischen Nutzen. Das Gewinnen von Ackerland für Agrotreibstoffe durch Abholzen von Regenwäldern hat neben dem verheerenden Klimaeffekt auch zur Folge, dass Menschen, die bisher im und vom Wald gelebt haben, ihre Lebensgrundlage verlieren. Sie haben keine weitere Chance, sich entweder als Subsistenzbauern ihren Lebensunterhalt selbst zu erwirtschaften oder Teile ihre Ernte zu verkaufen – schlicht, weil es keinen Boden mehr für Aussaat und Ernte gibt.

Oft werden vor allem Menschen indigenen Ursprungs von ihrem Grund und Boden durch Agrokonzerne vertrieben, und es bleibt ihnen dann nur übrig, in ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen ihre Arbeitskraft an genau jene zu verkaufen, die ihnen zuvor alles genommen haben. Die Gier nach Treibstoffpflanzen treibt auch die Preise in die Höhe, die »Tortilla-

Krise«, also das Problem, dass sich viele MexikanerInnen ihr Grundnahrungsmittel Mais nicht mehr leisten konnten, weil die USA ihn lukrativ verbrannte und dementsprechend die Preise in die Höhe trieb, hat es auch in die internationalen Medien geschafft. Umweltpolitisch ist es darüber hinaus ein großes Problem, dass solche Agrotreibstoff-Pflanzen in großen Monokulturen gepflanzt werden, oft sind sie gentechnisch manipuliert, so gut wie immer werden Pestizide eingesetzt, die in das immer weniger werdende Grundwasser dringen und damit das wenige, das den Menschen nach dem Bewässern der Plantagen übrig bleibt, nicht mehr genießbar ist. Ursprünglich auf den Flächen wachsende Pflanzen werden verdrängt, der Artenreichtum geht drastisch zurück, Nahrungsmittel aber auch der Zugang zu traditioneller Medizin, die vielfach aus diesen ursprünglich wachsenden Pflanzen gewonnen wird, gehen verloren.

Irrwege und Sackgassen wie Agrotreibstoffe gibt es in der österreichischen wie in der internationalen Klimadebatte reichlich. Der Glaube, mit technischen Mitteln jedes Problem kurzfristig lösen zu können, ist weit verbreitet. Eines der Zauberworte dabei ist *Carbon Capture and Storage (CCS)* – also das Abscheiden und Verpressen von überzähligem, schädlichem Kohlendioxid unter die Erde, etwa in ausgebeutete Gasblasen oder offshore unter den Meeresboden –, welches an dem (Alb-)Traum festhält, auch noch das letzte auf der Erde verbliebene Kilo Kohle, den letzen Kubikmeter Gas und den letzten Liter Erdöl verbrennen zu wollen.

In Anbetracht dessen, dass es jetzt ja schon vollkommen klar ist, dass all das, was geologische Prozesse über Millionen von Jahren an fossilen Rohstoffen unter der Erde erzeugt haben, demnächst ein für allemal ausgebeutet sein wird (Öl ein wenig früher, Kohle ein wenig später) ist es absolut irrational, sich für die wenigen verbleibenden Jahre immens teure und absolut nicht nachhaltige Technologien zu überlegen, an ihnen zu forschen und sie zu erproben (und dann gar umzusetzen!) anstatt gleich in sinnvollen Alternativen zu denken und alles an Kraft, Know How und finanziellen Kapazitäten in die Zeit nach der Kohlenstoffära zu lenken.

IRRWEGE

Voraussichtlich werden wir als Spezies Mensch ja noch ein wenig länger die Erde bevölkern, voraussichtlich wird auch dann Energie gebraucht werden und diese gibt es in Form von Sonne, Wasser, Wind, Erdwärme, Gezeiten … – nahezu unerschöpflich und erneuerbar. Was in all den Debatten um Irrwege wie CCS besonders erstaunt, ist der unerschütterliche Glaube, dass jetzige staatspolitische Strukturen auf ewig in Stein gemeißelt seien und es absolut auszuschließen sei, dass vielleicht einmal jemand in 500 oder 1000 Jahren irrtümlich oder wissentlich eine solche unterirdische Treibhausgas-Speicherstätte anbohrt.

Dann gäbe es für die auf der Erde lebenden Menschen in kürzester Zeit eine kaum wieder gutzumachende Konfrontation mit der jüngeren Geschichte, die momentan noch Gegenwart heißt und wo wir jetzt noch verantwortungsvolle Entscheidungen treffen können, die über Legislaturperioden, über unser eigenes Lebensalter hinaus reichen. Und das kann man, meine ich, von verantwortungsvoller Politik schon erwarten.

Eine solche verantwortungsvolle Handlungsoption wäre die Beschlussfassung eines Bundesklimaschutzgesetzes, das die am Tisch liegenden und in der österreichischen Klimastrategie (die durchaus kritisierenswürdig ist, aber immerhin klare Maßnahmen einer möglichen nationalen Klimapolitik auflistet) gesammelten Überlegungen in ein Gesetz gießt und eindeutige Verantwortungen, Zeitpläne und die Finanzierung der Maßnahmen verbindlich macht. Bereits im Frühjahr 2008 hat der damalige Umweltminister Pröll einen Gesetzesentwurf präsentiert, der den Namen dafür nicht verdiente. Das Werk sah im Kern vor, dass es Gespräche zwischen Bund und Ländern zu geben habe, bei denen sich diese darauf zu einigen hätten, wer bei Nichterreichen der Kyoto-Ziele denn die Strafe zahlen soll.

Üblich ist in der Alpenrepublik bislang die Vorgangsweise, dass man zuerst redet, sich einigt und dann ein Gesetz macht. Der bloße Diskussionsauftrag ist als Inhalt für ein Gesetz ein bisserl matt. Nach einem allgemeinen Aufschrei, dass es so ja wohl nicht gehen kann, fanden nicht etwa die zu erwartenden und vom Bundesministerium ja offensichtlich gewollten Gespräche statt, sondern es passierte gar nichts. Eineinhalb Jahre später, im Herbst 2009, kursierte dann ein ganz ähnlicher Text, diesmal von Landwirtschaftsminister Berlakovich, der etwas differenzierter war: Er wollte gesetzlich zum Reden zwischen den einzelnen Ministerien und den Bundesländern verpflichten. Also ein noch größeres Zerfransen aller möglichen klimapolitischen Maßnahmen, als schon der Vorgänger-Entwurf vorgesehen hatte, und es passierte mit diesem Papier, was politisch angebracht erscheint: Es verschwand bald wieder von der Bildfläche.

Die 18 Monate zwischen den beiden Papieren wurden für die abermals angeordneten Gespräche übrigens nicht genutzt. Dafür gibt es mittlerweile ein Gutachten im Auftrag der Bundesländer, aus dem – nicht überraschend – hervorgeht, dass der Bund in überwiegendem Ausmaß die Kompetenzen für treibhausgasrelevante Aktivitäten hat und kaum die Länder. Während es mittlerweile in den meisten Bundesländern, oft schon in der zweiten oder dritten Auflage, konkrete Klimaschutzprogramme gibt, steht auf Bundesebene alleine eine Klimastrategie, die durch den Ministerrat abgesegnet ist und die zwar Ziele, Maßnahmen, Kosten und Zuständigkeiten kennt, deren Nichteinhaltung aber keine Konsequenzen nach sich zieht und deren Realisierbarkeit von einigen mitarbeitenden Fachleuten bezweifelt wird. In Anbetracht all dessen könnte man annehmen, dass Klimapolitik in Österreich vor allem daraus besteht, möglichst jemand anderem den Schwarzen Peter zuzuschieben und selbst keinerlei Verpflichtungen eingehen zu müssen. So wird das wohl nicht funktionieren.

Außenstehende BetrachterInnen könnten den Eindruck gewinnen, die Strategie der Umweltminister der letzten Jahre bis in die Gegenwart hinein ist die, so zu tun, als wolle man selbst ja unbedingt ein Gesetz, legt aber immer nur unbrauchbare Papiere vor und wenn diese auf Widerstand stoßen, dann werden alle anderen beschuldigt, ein solches zu verhindern (Länder, andere Ministerien, das Parlament – wer auch immer habhaft zu machen ist). So wird ein solches gesetzliches Vorhaben absichtlich gegen die Wand gefahren und der gute Nebeneffekt, wenn es kein Gesetz gibt, ist für den Umweltminister ja auch der, selbst nicht in die Notwendigkeit zu kommen, klimapolitisch aktiv zu werden, Geld dafür aufzuwenden und an den nicht erreichten Zielen gemessen werden zu können. Schließlich könnte das ja wirklich fatal und vor allem teuer für die Republik ausgehen, selten ist man für einen solchen Misserfolg gerne selbst verantwortlich.

GLOBALER INTELLIGENZTEST

Allerdings wird sich wohl niemand anderer finden außer jenen Umweltministern, die klimapolitisch nichts zu Wege gebracht haben. Eine Presseaussendung Berlakovichs vom 17. Februar 2010 wirkt für besagte außenstehende BetrachterInnen demnach geradezu skurril: »Berlakovich: Die Zeit der Lippenbekenntnisse und Unverbindlichkeiten im Klimaschutz ist vorbei.« Tja, wem sagt er das? Die Agenden der Umwelt- und Klimapolitik müssen wohl erst aus dem Landwirtschaftsministerium herausgelöst werden, damit wieder eine offensive, fortschrittliche und vor allem effektive Arbeit in diesen wichtigen Zukunftsbereichen erkennbar ist.

Die gescheiterten Klimaverhandlungen in Kopenhagen lassen vor allem den Schluss zu, dass die Spezies Mensch den globalen Intelligenztest ums kollektive Überleben auf diesem Planeten nicht bestanden hat. Das ist nicht nur bedauerlich, es ist schlichtweg bedrohlich. Es bliebt nicht viel Zeit, um die Weichen in Richtung kohlenstoffarme Zukunft zu stellen und Mechanismen zu finden, die es industrialisierten wie in Entwicklung befindlichen Ländern ermöglicht, gleichermaßen für Klimagerechtigkeit und für eine Erde zu arbeiten, die nicht Fieber hat und damit unwirtlich werden wird. Diese in-

ternationale Verantwortung scheint vor allem jenen nicht klar zu sein, die bis zur letzten Sekunde in Kopenhagen gezockt haben, ihre Karten nicht offen auf den Tisch gelegt haben und gehofft haben, für ihr Land doch noch das Billigste/das Meiste/die laxesten Regelungen herausholen zu können.

VERHEERENDE EFFEKTE

Dabei geht es schon längst nicht mehr um das kurzfristige Interesse von Nationalstaaten, sondern ums schiere menschenwürdige Überleben der Menschen auf diesem einzigen Planten, den wir als bewohnbaren kennen. Wenn erst die Temperatur ein wenig steigt, kann es leicht sein, dass es zu sogenannten »Kippschaltereffekten« kommt, die die weitere Erwärmung dann rasant beschleunigen: Das Auftauen der Permafrostböden würde mit einem Schlag große Mengen Methan freisetzen, gleiches könnte durch eine höhere Wassertemperatur an den Kontinentalschelfen passieren, das Schmelzen von Eiskappen, die dann das Sonnenlicht nicht mehr reflektieren können, das Versiegen der regelmäßigen Strömungen in den Ozeanen, das Austrocknen des amazonischen Regenwaldes aber auch nördlicher Wälder und damit die Vernichtung eines der größten pflanzlichen Kohlenstoff-Speicher und vieler anderer mehr hätten verheerende Effekte auf das globale Klima.

Den BewohnerInnen der Erde, die teils schon unter den Effekten der Klimaerwärmung zu leiden haben, ganz besonders in jenen Regionen der Welt, die den übermäßigen Treibhausgasausstoß nicht verursacht haben, scheint die Notwendigkeit massiv und schnell zu agieren offensichtlich klarer zu sein als vielen ihrer politischen FührerInnen. Viele Menschen sind auch durchaus dazu bereit, ihren Lebensstil zu ändern, besonders wenn sie erkennen können, dass eine Veränderung nicht zwangsläufig eine Verschlechterung bedeutet, sondern oft mit dem Gewinn an Lebensqualität einher geht. Dieser Bereitschaft der Menschen, etwas zu tun, ihr Mobilitäts- und Konsumverhalten zu ändern, wenn es nur die Angebote dafür gibt, muss die Politik mit Regelungen und Lenkungsmaßnahmen dringend entgegen kommen. Und dabei darf sie sich keinesfalls auf »Bewußtseinsbildungsmaßnahmen« alleine abputzen. Die sind wichtig und gut, aber sie sind alleine nie die Lösung.

Handlungsmöglichkeiten für die Politik gibt es genug: Die SPÖ hat beispielsweise ein Energieeffizienzgesetz vorgeschlagen, das Maßnahmen setzen soll, unser größtes potentielles Kraftwerk in Österreich zu nutzen: das Energiesparen. Nachdem naturgemäß die Energieanbieter kein großes Interesse daran haben, weniger Geschäft zu machen, ist es nötig einen ordnungspolitischen Rahmen zu setzen, der die Energiehändler verpflichtet, in einem bestimmten Ausmaß ihres Umsatzes ihren KundInnen Energieeinsparungsmaßnahmen anzubieten. Dabei kann der Stromlieferant Maßnahmen in thermischer Sanierung anbieten und der Gaslieferant Maßnahmen in der Elektromobilität anbieten, Hauptsache das Energiesparen bekommt einen messbaren Marktwert und ist für die Menschen attraktiv.

Mit einem solchen Gesetz, die Umsetzung ist übrigens auch in der Koalitionsvereinbarung festgeschrieben, erscheint das Erreichen des EU-Zieles, bis zum Jahr 2020 verglichen mit dem Basisjahr 1990 zwanzig Prozent an Energie einzusparen bzw. diese effizienter zu nutzen, dann auch erreichbar. Ohne das Einbremsen des Zuwachses an Energiebedarf (momentan etwas mehr als zwei Prozent Steigerung Jahr für Jahr!) sind auch die anderen Ziele der EU, wie das Sparen von 20 bzw. 30 Prozent des Treibhausgasausstoßes und die Erhöhung des Anteils von erneuerbarer Energie auf 20 Prozent, bis zum Jahr 2020 nicht erreichbar.

Neben dem Energieeffizienzgesetz hat die SPÖ auch viele andere sehr konkrete Überlegungen, wie Klimapolitik in Österreich zu betreiben wäre. Bereits vor zwei Jahren hat der Parlamentsklub einen Beschluss über ein 120-Punkte-Programm gefasst, das die Bereiche Strom, Wärme, Verkehr, Wirtschaft, Landwirtschaft, Anpassung und Internationales umfasst und im Internet unter http://umwelt.spoe.at/ zu finden ist. Viele

dieser Maßnahmen zeigen, dass es sich bei effektivem Klimaschutz um reine Win-Win-Situationen handelt. Thermische Sanierungen etwa, die nicht nur für jene gefördert werden, die viel Geld für Maßnahmen selbst aufbringen können, sondern auch über Kredit- und Contracting-Modelle durch den geringeren Verbrauch finanziert werden können, befreien vor allem die ärmsten Menschen aus ihren oft schlecht isolierten Wohnungen mit den teuersten Heizsystemen und der niedrigsten Lebensqualität. Oftmals wurde nachgewiesen, dass sich sozial treffsichere Förderungen der thermischen Sanierung nicht nur schnell rechnen, sondern auch Arbeitsplätze schaffen und Wertschöpfung im Inland generieren.

Zukunftsfähige Umwelt- und Klimapolitik braucht einen Paradigmenwechsel, muss Synergien nutzen, neue Werte als erstrebenswert etablieren, Lebensqualität vor Besitzreichtum stellen, die wirkliche Ökologisierung des Steuersystems und die radikale Umstellung der Wirtschaft angehen und vor allem braucht sie mutige PolitikerInnen an den richtigen Stellen – beispielsweise in einem eigenständigen Ministerium für Umwelt-, Klima- und Energiepolitik.

PETRA BAYR
ist Abgeordnete zum Nationalrat und Bereichssprecherin
für Umwelt und globale Entwicklung.

Die Klimapolitik der Europäischen Union

SCHWERPUNKT In ihrem Beitrag untersuchen Gerhard Kuschnig und Hermann Rauchenschwandtner Grundlagen und Instrumente der Klimapolitik auf europäischer Ebene.

Die Klimapolitik der EU speist sich aus unterschiedlichen Quellen, besitzt eine umfassende Zielsetzung und eine Vielfalt von Instrumenten. Dem Anspruch nach ist die EU eine Vorreiterin der weltweiten Klimapolitik. Formulierte Umweltziele sind diesbezüglich: Eine nachhaltige Entwicklung, die Reduktion der Emissionen, die Koppelung einer energieeffizienten Produktion mit dem Anspruch auf Innovation und *better jobs* sowie die Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit nach Überprüfung der unterschiedlichen nationalstaatlichen *subsidies* für die einzelnen ökonomischen Sektoren.

Nun sind es aber nicht nur die angestrebten Sachverhalte und Ziele, die zur Diskussion stehen, sondern allemal auch das Verhalten der einzelnen Entscheidungsträger, welches zu einem Misslingen der Ziele führen kann. Eine Analyse der Klimapolitik hat demnach auch das Verhalten der Politiker und Politikerinnen zu bedenken: In den Grenzen unterschiedlicher *approaches* (Neue Institutionenökonomie, Spieltheorie, Public Choice) wird demnach das Verhalten der politischen Entscheidungsträger im Hinblick auf die Umweltschutz- und Klimapolitik reflektiert.

Die europäische Klimapolitik hat insgesamt ein messbares Ziel: die durchschnittlichen globalen Temperaturen sollen nicht mehr als 2°C über den vorindustriellen Stand hinaus steigen.

INSTITUTIONELLE VERANKERUNG IN DER EU

Organisatorisch ist die Klimapolitik in der Europäischen Union Teil der Generaldirektion Umwelt. In der neugewählten Kommission wurde erstmals das Amt eines Kommissars für Klimaschutz geschaffen, das nun unabhängig vom Umweltkommissar besteht. Die Klimapolitik der EU verfügt im Primärrecht über keine eigenständige Rechtsgrundlage. Klimapolitische Rechtsakte basieren auf Art. 175 EGV (Umweltpolitik). Der – ab dem 1. Dezember 2009 geltende – Vertrag von Lissabon enthält im Umweltartikel eine Einfügung, die erstmals eine explizite EU-Zuständigkeit für Fragen der internationalen Klimapolitik vorsieht. Entscheidungen über energiepolitische Maßnahmen werden innerhalb der EU grundsätzlich vom Rat im Mitentscheidungsverfahren nach Art. 251 EGV getroffen. Bei Maßnahmen, die stark in den Energiemix sowie die Energieversorgungsstruktur der Mitgliedstaaten eingreifen, entscheidet der Rat nach Art. 175, Abs. 2 EGV jedoch einstimmig, das Europäische Parlament wird in diesen Fällen nur konsultiert.

Die EU betrachtet die durch menschliche Tätigkeiten erzeugten Treibhausgasemissionen als entscheidende Ursache der drohenden Klimaänderung. Die sich aus dieser Klimaänderung ergebenden Auswirkungen sowie die Kosten/Nutzenabschätzung von Gegenmaßnahmen bewogen die EU-Kommission im Jahr 2000 zur Einführung eines Europäischen Programms zur Klimaänderung (ECCP). Schon bei der Einführung des Programms zur Klimaänderung wurde ein sektoraler Ansatz verfolgt, der vor allem die Bereiche Verkehr, Industrie, Energieversorgung und –verbrauch, flexible Mechanismen, Abfall, Landwirtschaft und Forschung vorsah. Das heißt, Klimapolitik ist in der EU eine Querschnittsmaterie, die dienststellenübergreifend Maßnahmen ausarbeitet.

EU-STRATEGIE ZUM KLIMASCHUTZ

Im Jahr 2005 wurde eine Strategie für eine erfolgreiche Bekämpfung der globalen Klimaänderung in einer Mitteilung veröffentlicht.[1]

1) KOM (2005) 35

2) KOM (2007) 2 endg.

3) KOM (2009) 0147 endg.

Diese Strategie enthält folgende Elemente:
– Ausweitung des Kampfes gegen die Klimaänderung auf alle die Umwelt verschmutzenden Länder (mit einer gemeinsamen, aber differenzierten Verantwortung) und auf alle beteiligten Wirtschaftszweige (alle Verkehrsträger, Abholzung usw.)
– Stärkung der Innovation, einschließlich Einführung und Einsatz vorhandener Technologien, Entwicklung neuer Technologien (vor allem eine aktive Unterstützungspolitik, die sich den normalen Ersatz der Anlagen und Ausrüstungen zunutze macht)
– Einsatz und Ausbau marktorientierter Instrumente (z. B. des von der EU eingeführten Emissionshandelssystems)
– Anstrengungen zur Anpassung an die Klimaänderung im Sinne der Vorbeugung und Abhilfe, je nach der Dringlichkeit in den jeweiligen Regionen und Wirtschaftszweigen
Zur Verwirklichung dieser Elemente werden verschiedene Maßnahmen vorgeschlagen:
– Initiativen zur Energieversorgungssicherheit und zur Verkehrspolitik sowie Förderung klimafreundlicher Technologien
– Bewusstseinsbildung und Verbraucherinformation
– Förderung der Forschung
– Ausbau der Zusammenarbeit mit Drittländern
– Maßnahmen im Zusammenhang mit der Lissabon Strategie, vor allem in den Bereichen der Energieeffizienz, erneuerbaren Energien, Verkehr sowie Kohlenstoffbindung und -speicherung

In der Mitteilung der Kommission vom 10. Januar 2007 »Begrenzung der globalen Klimawandels auf 2 Grad Celsius – Der Weg in die Zukunft bis 2020 und darüber hinaus«[2] betont die Kommission – neben der Aufzählung der negativen Auswirkungen der Klimaänderung – die positiven Aspekte hinsichtlich Energieversorgungssicherheit, Umweltqualität, Gesundheit aber auch Beschäftigung und technologischer Entwicklung.

In dieser Mitteilung werden Maßnahmen präzisiert, aber auch konkrete Ziele genannt, die bis 2020 erreicht werden müssen. Das sind die Senkung der Emissionen um 20 %, die Verbesserung der Energieeffizienz um 20 % und die Erhöhung des Anteils der erneuerbaren Energien auf 20 %.

ANPASSUNG AN EIN VERÄNDERTES KLIMA

Eine Änderung des Klimas ist jedoch unausweichlich und wird spürbare Folgen haben, unter anderem in Form steigender Temperaturen und zunehmender Niederschläge, einer Verknappung der Wasserressourcen und häufigerer Unwetter und allen daraus folgenden Auswirkungen auf Natur, Wirtschaft und Gesellschaft. Der Klimaschutz ist daher mit Anpassungsmaßnahmen zu ergänzen, damit diesen Auswirkungen begegnet werden kann. Anpassungsmaßnahmen der EU können in vier Schwerpunkte zusammengefasst werden: frühzeitiges Handeln in der EU, sofern ausreichende Erkenntnisse vorliegen; Einbeziehung von Anpassungserfordernissen in außenpolitische Maßnahmen der EU; Erweiterung der Wissensgrundlage in den Bereichen, in denen noch Lücken bestehen; Einbeziehung aller interessierten Akteure in die Entwicklung von Anpassungsstrategien.[3]

Basierend auf diesen Strategien wurde das sogenannte Klima-Energie-Paket geschnürt. Dieses besteht aus fünf Teilen:
– Das EU Emissionshandelssystem (EU ETS) nach 2012
– Lastenteilung der Mitgliedsstaaten zur Verminderung von Emissionen, die nicht unter das ETS fallen
– Erneuerbare Energien
– »Carbon Capture and Storage« (CCS)
– Emissionsgrenzen für PKW und leichte Nutzfahrzeuge

DAS EMISSIONSHANDELSSYSTEM DER EU

Die Klimapolitik der EU besteht demnach aus einem Mix an Strategien, Instrumenten, Adaptionen und Zielen, wobei selbst die Instrumente aus unterschiedlichen analytisch-ökonomischen Elementen bestehen. Das 2005 eingeführte Emissionshandelssystem ETS ist in der EU das bedeutendste klimapolitische Instrument. Nach einer anfänglichen Testphase und einer Evaluierungsphase befindet sich das ETS nun in der

dritten Phase. Es kombiniert unterschiedliche Überlegungen, wobei die Ausrichtung auf eine marktliche Selbststeuerung im Rahmen bestimmter gesetzlich festgelegter Grenzwerte und Gebühren dominiert. Es handelt sich um *market based instrument (MBI)*, um eine allokative Effizienz zu ermöglichen, um mithin einen Markt für Emissionen überhaupt erst einrichten zu können.

Da es sich bei den Emissionen um eine gewichtige Form des Marktversagens handelt, also die einzelwirtschaftlichen Pläne der Emittenten zu Externalitäten führen, die nicht durch einen Marktpreis abgebildet werden können, befördern spezifische Internalisierungsstrategien (Steuern oder Mengenbeschränkungen auf und für Emissionen) die allokative Effizienz. Externalitäten – im Hinblick auf die CO2-Emissionen negative technologische Externalitäten - fallen immer dort an, wo nicht alle Kosten in den Produktionsentscheidungen der Einzelnen (Unternehmen, Sektoren) abgebildet werden, sondern zusätzliche soziale Kosten anfallen, für die es vorweg keine Märkte gibt. Eine marktliche Lösung internalisiert die zusätzlichen sozialen Kosten, indem die Unternehmen ihre Technologie verändern, also die Produktionsfaktoren substituieren. Das ETS ist nun so eingerichtet, dass abnehmende Grenzwerte der Emissionen, Gebühren und handelbare Zertifikate eine Verminderung der Strom- und Bestandsexternalitäten bewirken: so werden der Strom der jährlich anfallenden Emissionen sowie die bestehenden Treibhausgase reduziert.

Grenzwerte und Gebühren für Emissionen führen demnach in einem ersten Schritt zur Reduktion der Schadstoffe bis zu jenem Punkt, wo die externen Grenzkosten gleich den Grenzkosten der Schadensvermeidung sind. Aber ferner wird – da die einzelnen Verursacher unterschiedliche Grenzkosten der Schadstoffvermeidung besitzen – ein Handel der Emissionsberechtigungen, der wiederum zu einer Reduktion und einer Effizienzverbesserung führt, generiert. Nebst den Emissionsberechtigungen sieht das ETS auch ergänzende Emissionsgutschriften aus so genannten projektbezogenen Mechanismen *CDM (Clean Development Mechanism*, seit 2005) und *JI (Joint Implementation*, seit 2008) vor.

Da der Aufbau einer allokativen Effizienz mit hohen Informationsanforderungen für die Festlegung der Grenzwerte und Mengenbeschränkungen verbunden sein kann, sind die Funktion der Grenzwerte und Gebühren als Voraussetzung des Handels mit Emissionsberechtigungen und deren Höhe von Bedeutung. Besonders die Festlegung der Gebühren und Strafzahlungen setzen eine Kenntnis der jeweiligen Grenzkosten der Produktion sowie der Grenzkosten der Schadstoffvermeidung voraus. Zudem sind die einzelnen Kostenverläufe – ob z. B. die Kurve der externen Grenzkosten (soziale Zusatzkosten) steil und die Kurve der Grenzvermeidungskosten flach sind – von großem Gewicht. Dies kann bei der Festlegung von Grenzwerten zu erheblichen Ineffizienzen führen. Gebühren als Voraussetzung einer Emissionsreduktion setzen unterschiedliche Kosten der Schadstoffvermeidung voraus und bewirken Anreize weiterer Reduktionen, um die freigewordenen Emissionsberechtigungen zu behalten oder sie gewinnbringend verkaufen zu können.

THEORETISCHE GRUNDLAGEN DES ETS

Die Konzeption des ETS greift demnach auf theoretische Modelle der neoklassischen Ökonomie, insbesondere auf die marktliche Lösung des Marktversagens der externen Effekte zurück. Die von Ronald Coase nobelpreiswürdige Theorie einer privaten Allokation der Ressourcen, also auch der Rechte der Umweltverschmutzung, führt ceteris paribus zu einer Effizienzverbesserung. Sofern keine hohen Transaktionskosten anfallen, die Reallokation der Eigentumsrechte (an der Umweltverschmutzung) möglich ist und kein strategisches Verhalten der Einzelnen den Verhandlungsprozess auf ein suboptimales Niveau herabdrückt, ist der Handel mit Zertifikaten wohlfahrtsfördernd, da zumindest einer am Handel Beteiligter Wohlfahrtszuwächse erlangt. Der Handel mit Umweltzertifikaten ist demnach in der EU ceteris paribus eine Effizienzverbesserung, also mit einer Reduktion der Emissionen und

4) Svendsen (2003: 105)

5) Zur institutionellen, situativen Struktur und den beteiligten Akteuren vgl. Frese (2009: 35)

6) vgl. Frese 2009: 54

7) DG Environment: 2009: 10, folgende market pull instruments werden angeführt: »A number of policy instruments of different nature have been implemented in recent years to facility the eco-innovation process. These include policies such as Energy labelling of household appliances, Eco labelling, Green Public Procurement (GPP) and VAT differential schemes.« (Ebd.)

Wohlfahrtsgewinnen verbunden, aber eben ceteris paribus: Im Verbund mit einer Mindestbesteuerung auf Strom, Kraft- und Brennstoffen in der EU ist demnach wegen des Emissionshandels eine Reduzierung in einigen Sektoren oder Politikbereichen gewährleistet (für welche das ETS verpflichtend ist). Probleme ergeben sich für den Emissionshandel hinsichtlich folgender Bereiche: Ausgestaltung eines effizienten Zuteilungsverfahrens von Emissionen, sodass keine strategischen Handlungen unter den Emittenten eine Ausweitung der emittierenden Sektoren gefährden, die kritische Prüfung der projektbezogenen Maßnahmen (CDM, JI) im Hinblick auf die damit verbundenen *principal-agent*-Probleme, ferner die Berücksichtigung von *demand pull instruments*, die vor allem die CO2-Emissionen der privaten Haushalte einschränken sollen. Zudem sind bei allen Bemühungen einer nachfrageorientierten Reduktion von Schadstoffen die angebotsseitigen Elemente nicht zu vernachlässigen, weil ansonsten eine von der EU nachfrageinduzierte globale Preissenkung für fossile Brennstoffe zu einer Ausweitung der Gesamtemissionsmenge insgesamt führt.

GRANDFATHERING-PRINZIP

Die Zuteilung der Emission wurde in der Testphase nach dem *grandfathering*-Prinzip gestaltet, das aber mit einer Pfadabhängigkeit und einem strategischen Verhalten unter den Emittenten verknüpft ist. Neue Emittenten befinden sich diesbezüglich in strategischen Interaktionen mit jenen, die nach Maßgabe der einst zugewiesenen Emissionsgenehmigungen in der Zeit abnehmende Genehmigungen beanspruchen: »Grandfathering provides rent to existing firms, as opposed to new firms who have to buy their way into the market. So, the winners are all existing firms (…) whereas the losers are future firms (…).«[4] Die Überleitung des grandfathering-Prinzips zu einem Auktionsverfahren der Emissionen vermag diese strategische Interdependenz zu vermeiden. Aber auch im institutionellen Design der projektbezogenen Maßnahmen existiert ein Anreiz zu einem strategischen Verhalten und führt demnach zu suboptimalen Ergebnissen.

Die mit den Projekten (CDM, JI) verbundenen zusätzlichen Emissionsreduktionen sind nicht möglich, sofern die institutionelle situative Struktur[5] der Zertifizierung von Projekten nicht »homo-oeconomicus-resistent«[6] ist, d.h. das institutionelle Design der Zertifizierung nicht die unterschiedlichen Interessen der am Prozess beteiligten Akteure genügend berücksichtigt. Die mit dem Zertifizierungsprozess einhergehenden Agenturprobleme – die *principle-agent*-Probleme auf Basis der asymmetrischen Information zwischen dem Prinzipal und dem Agenten – führen ungeachtet einer Veränderung der institutionellen Struktur zu einem Marktversagen (hohe Kontrollkosten für den Prinzipal und hohe Signalisierungskosten für den Agenten).

Nebst den strategischen Interaktionen im Bereich des Emissionshandels sind die Emissionen der privaten Haushalte von Eminenz für eine Klimapolitik der EU. Da diese Emissionen nicht Teil des ETS sind, aber einen gewichtigen Teil der Gesamtemissionen ausmachen, werden im Rahmen der EU-Politik *market pull instruments* entwickelt, die nachfrageseitige Impulse zu einer Verminderung der CO2-Emissionen setzen, also von Seiten des Konsums: »Market pull instruments are policy instruments which work to achieve their objective by increasing demand for products or services with particular characteristics. Increased demand for environmentally friendly products is expected to result in a generally higher level of innovation in response to shifts in demand patterns.«[7] Die stärkere Orientierung der Klimapolitik auf die Seite des Konsums scheint auch insofern sinnvoll, weil die Bürger der einzelnen Mitgliedstaaten zunehmend signalisieren, dass der Klimawandel ein ernstzunehmendes Problem ist.

KLIMAWANDEL ALS GEGENSTAND VON POLITIK

Laut Eurobarometer 322 »Europeans' Attitudes towards climate change« (November 2009) war 2009 ein entscheidendes Jahr für die Klimapolitik. »Climate change« ist nach dem Sachverhalt »poverty and the lack of food and drinking water« das zweit bedeutsamste Problem der Welt insgesamt im Vergleich

8) Sinn (2007: 11)

9) Zu den Anreizen eines Mitgliedstaates im Hinblick auf ETS vgl. Peeters, Marjan (2006: 169ff)

10) Zu einer frühen mikroökonomischen Public-Choice-Analyse der EU-Institutionen in der Klimapolitik vgl. Böckem, Alexandra (1998)

LITERATUR

Böckem, Alexandra (1998), Die Bedeutung der EU-Institutionen in der Klimapolitik. Eine Public Choice-Analyse. HWWA-Diskussionspapier | **European Commission**, Directorate-General Environment (2009), The potential of marketpull instruments for promoting innovation in environmental characteristics. | **Frese, Heike** (2009), Ökonomie versus Ökologie im internationalen Klimaschutz? Eine institutionenökonomische Analyse der CDM- und JI-Zertifizierungssysteme. Marburg | **Peeters, Marjan** (2006), Enforcement of the EU greenhouse gas emissions trading scheme, in: Peeters, Marjan/Deketelaere, Kurt (Ed.). EU Climate Change Policy. Cheltenham | **Sinn, Hans-Werner** (2007), Das grüne Paradoxon: Warum man das Angebot bei der Klimapolitik nicht vergessen darf. Ifo working papers No. 54 | **Svendsen, Gert T.** (2003), The political economy of the European Union. Cheltenham

zu Beginn 2009. Erstaunlich ist diesbezüglich der Rückfall des Problems »a major global economic downturn« hinter den Klimawechsel. Auf einer Skala zwischen 1 und 10 führen zwei Drittel der Befragten an, dass der Klimawechsel ein sehr ernstes Problem ist. Aber im Hinblick auf die maßgeblichen Institutionen (Nationalstaaten, EU und die Bürger) und deren Kampf gegen den Klimawechsel sind die Befragten äußerst skeptisch: Nur 30 % meinen, dass die EU genügend gegen den Klimawechsel macht, im Vergleich zu 2008 sinkt die Anzahl leicht sowohl hinsichtlich EU, den nationalen Regierungen und den Bürgern selbst. Ein Ausbau der *demand pull instruments* könnte hier den Wünschen der Bürger entsprechen.

So liegt eine Vielzahl an Instrumenten, Studien und Rechtsvorschriften in der EU vor, um eine Vorreiterrolle in der weltweiten Klimapolitik zu spielen. Bei allem Nachdruck sollte indes in Erinnerung behalten bleiben, dass die Preise für fossile Brennstoffe, ferner die Preise und Gebühren für Emissionszertifikate nicht monopsonartig bestimmt werden können. Der Nachfrage nach Brennstoffen und den damit einhergehenden Emissionen entspricht ein Angebot.

Dass weltweit die Emissionen weiterhin steigen, ist ein weiteres maßgebliches Indiz, dass die nachfrageseitigen Reaktionen (jener Staaten, die weder in die EU- noch Kyoto-Klimapolitik eingebunden sind) und die angebotsseitigen Reaktionen von größter Bedeutung sind: »Offenkundig ist die Nachfrageminderung der grünen Länder im Fall eines starren Angebots nutzlos. Sie drückt den Weltmarktpreis des Kohlenstoffs so weit, dass andere Verbraucherländer dazu ermutigt werden, ihren Kohlenstoffkonsum zu erhöhen, bis im Endeffekt der gesamte Verbrauch auf dem gleichen Niveau liegt, wie es auch ohne die Politikmaßnahme in derselben Periode der Fall gewesen wäre. Die grünen EU-Länder subventionieren mit ihrer Nachfrageminderung nur die Amerikaner und ermöglichen es ihnen, noch größere SUVs zu fahren, als sie es ohnehin schon tun, und die Chinesen dürfen ihren CO2-intensiven Wachstumsprozess sogar noch beschleunigen.«[8] Sollte mithin eine unilaterale Vorreiterrolle zu negativen, kontraproduktiven Ergebnissen führen, ist auch hier eine Analyse der globalen strategischen Interdependenzen im *policy making* notwendig.

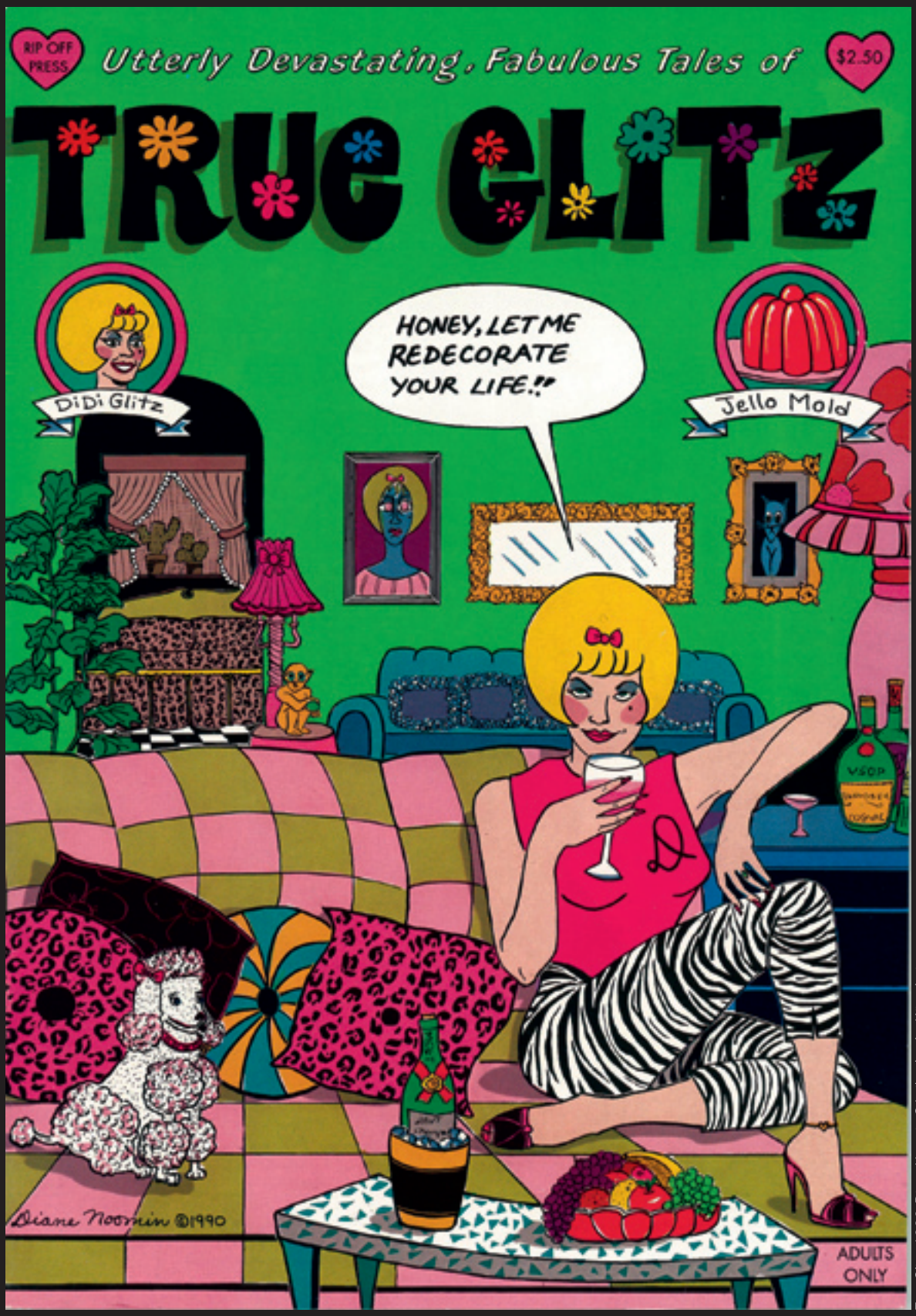
AUSBLICK

Nebst einer weiteren wissensbasierten Vertiefung der klimarelevanten Ursachen und Elemente – immerhin ein vorzügliches Ziel der EU – sind zudem die institutionsökonomischen Effekte und spieltheoretischen Entscheidungsbäume im Bereich der Klimapolitik von maßgeblicher Bedeutung. Die Forcierung der *market based* und *pull instruments*, ferner die *comand-and-control* Festlegung von Mindestbesteuerungen und –standards sind um eine fortführende Analyse der strategischen Interaktionen der einzelnen Akteure zu erweitern.[9]

Obgleich die mikroökonomische Erweiterung der europäischen Klimapolitik[10] nach wie vor unter einem wissenschaftstheoretischen Vorbehalt steht, ist sie doch für eine Analyse möglicher Reaktionen der einzelnen am Entscheidungsprozess beteiligten Akteure fruchtbar: Besonders die Erweiterung auf zusätzliche Sektoren und Projekte sowie die Vertiefung des Emissionshandels, ferner die Diskussion über einheitliche CO2-Steuern lassen sich so beurteilen. Zudem können die globalen – also auch die angebotsseitigen Maximierungsentscheidungen der Akteure – Strategien durch spieltheoretische, institutionenökonomische Szenarien abgebildet werden und zu einer Reformulierung der Verhandlungs- und Entscheidungsprozesse führen.

GERHARD KUSCHNIG
ist Mitarbeiter der SPÖ Margareten und Projektkoordinator des ETZ-SEE Projektes CC-WaterS (Climate Change and Impacts on Water Supply).

HERMANN RAUCHENSCHWANDTNER
ist Lektor an der Wirtschaftsuniversität Wien.



True Glitz, 1990. Diane Noomin © Leihgabe der Künstlerin

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

Daredevil, Nr. 1, Juli 1941. Bob Wood, Charles Biro TM & © MARVEL

Heeb Magazin, 2006. Aline Kominsky-Crumb, Robert Crumb, Aquarell © Courtesy David Zwirner, New York

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

Politik unter postdemokratischen Bedingungen

DEMOKRATIE Vor dem Hintergrund des Scheiterns des ›dritten Wegs‹ der europäischen Sozialdemokratie analysiert Daniel Lehner unsere gegenwärtige politische Situation als Postdemokratie. Gegen diese plädiert er für ein neues Verständnis von demokratischer Politik, das sich um Gleichheit, Konflikt und Enthusiasmus dreht und auch der Sozialdemokratie neue Impulse ermöglichen kann.

1. DEMOKRATISCHE SELBSTBEFRAGUNGEN

Die Kritik an der Demokratie, ihren Strukturen und Prozessen, ist so alt wie die Demokratie selbst. Es kann sogar als Charakteristikum demokratischer Regime herausgestellt werden, dass diese permanente Selbstbefragungen ermöglichen und auch institutionell darstellen: Der gemeinsame Rekurs auf die Grundlagen, die mit einer demokratischen Organisation von Gesellschaft einhergehen, bietet uns die Möglichkeit, die reale Konstitution des Sozialen mit diesem demokratischen Versprechen nach Freiheit und Gleichheit zu kontrastieren und davon ausgehend dessen Einlösung politisch einzufordern. In einem ersten Schritt sind daher alle Vorstellungen, die die realexistierende Demokratie – als Zusammenspiel liberaldemokratischer Institutionen und kapitalistischer Vergesellschaftung – als »Ende der Geschichte« (Fukuyama 1992) betrachten, zurückzuweisen.

Sich dieser radikaldemokratischen Perspektive (vgl. Laclau/Mouffe 1991) anschließend, versammelt dieser Text einige Elemente politischer wie philosophischer Gegenwartsdiagnosen, die in letzter Zeit unter den Begriffen Postpolitik und Postdemokratie diskutiert werden und unsere gegenwärtige Situation als von einer weitgehenden Abwesenheit egalitärer politischer Praxis gekennzeichnet sehen (u.a. Badiou 2008; Badiou/Rancière 2010; Crouch 2008; Mouffe 2007; Rancière 2002; Žižek 2001). Damit, wie letztere unter den gegenwärtigen Bedingungen aussehen kann, schließt dieser Text, während zu Beginn eben jene Momente postdemokratischer Gegenwart zusammengestellt werden: Ein wesentlicher Grund, warum die Sozialdemokratie kaum Antworten auf die Wirtschaftskrise findet – und in deren etwaiger Formulierung auch nicht glaubwürdig wäre –, liegt darin, dass sie sich auf ihrem »dritten Weg« der 1990er Jahre von emanzipatorischen Bemühungen verabschiedet hat und statt dessen als Triebwerk dieser postdemokratischen Tendenzen bezeichnet werden kann. Ein radikaldemokratischer Zugang erlaube es hingegen – so das Argument dieses Textes –, aus einer reaktiven Defensivhaltung heraus- und der hegemonialen »Zukunftsvergessenheit« entgegenzutreten.

2. POSTDEMOKRATIE

Mit Bedeutung versehen hat den Begriff der Postdemokratie wesentlich Colin Crouch, der darunter ein Gemeinwesen versteht, in dem zwar die formalen Institutionen der parlamentarischen Demokratie weiterhin intakt seien, die realpolitischen Verfahren sich aber zunehmend einem vordemokratischen, oligarchischen Zustand annäherten: Wahlkämpfe würden etwa zu von PR-ExpertInnen gemanagten Spektakeln, die der Bevölkerung eine passive, fast apathische, Rolle zuweisen. Jenseits dieser Inszenierungen finde die reale Politik weitgehend in Interaktion zwischen Regierungen und der ökonomischen Elite in Hinterzimmern statt. Dadurch seien die sozialen und politischen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts wesentlich bedroht (Crouch 2008). Während Crouch basierend auf einer sozialdemokratisch-fordistischen Problematik den wohlfahrtsstaatlichen Kompromiss gegenüber dem Neoliberalismus stark machen will, heben die erwähnten (politischen) PhilosophInnen andere Momente postdemokratischer Gegenwart hervor.

Konsens. Die vorherrschende Realpolitik betont den Meinungsaustausch, fördert Dialoge und fordert individuelle Partizipation. Sie ist postdemokratisch, weil sie dadurch politische Kämpfe und Auseinandersetzungen, die notwendig kollektiven Charakter haben, negiert und durch rationale

Konsensfindung ersetzen will. Diese konsensuelle Orientierung drückt sich auf mehreren Ebenen aus: Die AkteurInnen des politischen Feldes umgarnen inhaltlich wie organisatorisch eine politische Mitte und lassen damit viele Bereiche unthematisiert. Gleichzeitig beschneiden sie sich selbst, indem sie ihre potentiellen Möglichkeiten an Gremien des ExpertInnentums auslagern. Konsensuell sind diese politischen Praktiken, weil sie sich alle einem Pragmatismus der kleinen Schritte verschrieben haben und Politik mit Verwaltung und staatlicher Problemlösung gleichsetzen. Elementare, ideologische Konfrontationen werden verabschiedet und durch expertInnengeleitete Realpolitiken ebenso ersetzt wie politische Kämpfe durch auf Rationalität bedachte, emotionslose Dialoge einerseits und moralische Stellungnahmen andererseits. Nur im Zuge von Wahlen, die die Regierungspraktiken mit Legitimität ausstatten sollen, werden diverse Affekte über die Staatsapparate mobilisiert.

Ereignislosigkeit. Dieser Konsens zeichnet sich zudem durch die Abwesenheit und Leugnung politischer Ereignisse aus. Grundlegende Änderungen werden als utopisch, unmöglich und auch als gefährlich abgetan. Hier spielt die neoliberale Selbstpräsentation als beste aller Welten ebenso eine Rolle wie die nach 1989 vorherrschende Vorstellung eines »Ende der Ideologien«. Diese Verdrängung des Ereignisses klammert sich an eine pragmatische Realpolitik und unterdrückt sowohl politische Alternativen als auch das Denken daran. Hand in Hand mit der Marktforschung verwirft Postdemokratie das Unmögliche und lässt nur Denkbares zu.

Durch diese Einschränkung bindet die postdemokratische Welt ihre Subjekte an sich und deren Gegenwart. Zwar sollen sich die postmodernen Subjekte ständig ändern und ihr Selbst offen und tolerant in einer Welt kultureller Differenzen halten: Der Rahmen dieser Welt, die liberaldemokratischen Institutionen und kapitalistischen Verwertungsprozesse, stehe aber nicht zur Disposition. VerteidigerInnen einer Ereigniskonzeption werden daher oft mit einem Generalverdacht belegt: protototalitärer Zugang, Unterdrückung von Pluralität, Disziplinierung der Mannigfaltigkeiten, etc. (vgl. Žižek 2009).

Furcht und Sicherheit. Postdemokratie weist politische Leidenschaften – ein demokratisches *ethos* bzw. das Auftauchen des *demos* – als vormodern zurück. Stattdessen solle Politik als Interessens- oder Meinungsaustausch verstanden werden, weshalb die vorherrschende, liberale Theorie Politik entweder als ökonomischen Konflikt zwischen individuellen Interessen oder als dialogische, kommunikative Vernunft fasst (Mouffe 2007). Werden diese politischen Leidenschaften aber diskursiv ausgeschlossen, tauchen sie z.B. in Form einer konservativen Furcht wieder auf: Diese Furcht – vor dem Anderen, den Armen, dem Abstieg – bindet sich an die repressiven Staatsapparate, die sich ihrer annehmen und deren Bekämpfung versprechen. Der Sicherheitsstaat und die Furcht stärken sich wechselseitig, schürt doch das staatliche Versprechen nach Sicherheit umso mehr Furcht, die wiederum die Subjekte umso fester an den Staat knüpft. Es gibt nie genügend Sicherheit. Dieses Sicherheitskalkül etabliert ein reaktionäres Setting, in dem für egalitäre Politik und demokratische Leidenschaft kaum mehr Platz bleibt (vgl. Badiou 2008).

Kulturalisierung des Sozialen. Die AutorInnen konstatieren ein verstärktes Auftreten rassistisch-kulturalistischer Festschreibungen seit den 1980er Jahren. Diese Essentialisierung ethnischer, religiöser oder anderer kultureller Identitäten zeigt sich u.a. in der verstärkten Präsenz rechtextremer Bewegungen, die den der Gesellschaft inhärenten sozialen Antagonismus nicht anerkennen bzw. auf eine essentialisierte Gegenüberstellung eines »Wir« zu einem »Sie« (fremd, bedrohlich, anders) hin verschieben. Dieses Sprießen partikularistischer Identitäten lässt sich nicht mit dem Hinweis auf archaische Fixierungen erklären, denen man sich etwa über Modernisierungsprozesse entledigen könnte. Stattdessen ist ein Mitgrund dafür, dass das Volk nicht mehr als *demos*, sondern vermehrt als ethnische Selbstidentität auftritt, die Abkehr von der »Figur des Arbeiters« bzw. deren Ersetzung durch die »Figur des Ein-

wanderers«, die nun nicht mehr als Subjekt politischer Kämpfe für sozialen Fortschritt fungiert, sondern als grundlegend »anders« verfolgt, unterdrückt und rassistisch fixiert wird. Die Weigerung, den Klassenantagonismus auch nur zur Kenntnis zu nehmen, korreliert mit diesem Auftauchen kultureller Partikularismen, die als essentialisierte Elemente vielfach gewaltsam aufeinanderprallen. Es kommt zu einer Kulturalisierung des Sozialen: Potentiell politische Konflikte werden als kulturelle Differenzen neutralisiert und naturalisiert – Differenzen, die von rechts bekämpft werden und die der liberale Mainstream nur über den Code Toleranz/Intoleranz fassen kann. Emanzipatorische Politik hat unter diesen Voraussetzungen kaum Platz.

Kapitalismus. Ein Kennzeichen postdemokratischer Umstände ist die völlige Akzeptanz kapitalistischer Vergesellschaftung und der Verlust an Einsicht, dass Demokratisierung vor den Produktionsverhältnissen nicht Halt machen könne. Unsere Wirtschaftsordnung, die für die Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse wesentlich verantwortlich ist, stehe nicht zur Disposition. Gibt es aber keine Auseinandersetzungen über die Organisation der Ökonomie, so situieren wir uns auf einem weitgehend alternativenlosen Terrain, auf dem sich stattdessen identitätspolitische Distinktionsgesten und pseudopolitischer Aktivismus (Rauchen, Hundekot) breit machen.

Es hat sich die Meinung durchsetzt, dass »sich die Entscheidungen von selbst aufdrängen und die eigentliche Arbeit der Politik nichts anderes wäre als die punktuelle Anpassung an den Weltmarkt und die ausgewogene Verteilung des Profits und der Kosten dieser Anpassung.« (Rancière 2002: 8) Vor dem Hintergrund einer Akzeptanz kapitalistischer Vergesellschaftung wird der Politik ihre relative Autonomie abgesprochen, wobei sie unter das Staatlich-Juridische (Verwaltung), das Ethische (Ethikkommissionen), das Ökonomische (Sachzwang, Standortpolitik) oder einen Charitydiskurs (Opferhilfen) subsumiert wird.

Entdemokratisierung. Dass diese postdemokratischen Verschiebungen nicht nur im Bereich der politischen Kultur sichtbar sind, sondern auch vor den formaldemokratischen Verfahren nicht zurückschrecken, zeigt ein Blick auf deren Veränderungen und die entsprechenden Debatten. Was anderes als das Eingeständnis, dass die eigenen »Reformen« am Interesse der Mehrheitsbevölkerung vorbeigehen, bezeugt denn der vielfach geäußerte Wunsch, man möge doch gemeinsam (Landtagswahlen) oder seltener (Verkürzung der Legislaturperiode) wählen, damit »notwendige« Regierungsarbeit ungestört von demokratischen Unterbrechungen durchgesetzt werden könne? Das publizistische Bedauern darüber, dass ständige Wahlen Regierungsarbeit verunmöglichen bzw. das politische Führungspersonal an der Formulierung »ökonomischer Wahrheiten« hindere, offenbart ein antidemokratisches Grundverständnis. Und was sagt es über eine politische Kultur aus, wenn darin direktdemokratische Verfahren – ursprünglich der herrschenden politischen Klasse abgetrotzt – von ebendieser zur Regulierung von Stimmungs- und Meinungslagen benützt werden? Von Angriffen auf das geheime Wahlrecht (E-Voting) oder einer weiteren Schwächung des Parlamentarismus (Mehrheitswahlrecht) ganz zu schweigen. Hier zeigen sich Konturen autoritärer Tendenzen.

3. DRITTER WEG

Nur unschwer erkennen wir in diesen postdemokratischen Momenten den Widerhall jener sozialdemokratischen Programmatik, die unter dem Begriff des »dritten Weges« in den 1990er Jahren entwickelt wurde (u.a. Giddens 1997, 1999), einen Mittelweg zwischen Neoliberalismus und traditioneller Sozialdemokratie einschlagen wollte und dessen Scheitern nicht nur in England (Blair/Brown) und Deutschland (Schröder) offenkundig ist:

- Der Versuch, sich einer »Mitte« zu öffnen, übersieht die Notwendigkeit eines eigenen Standpunkts und die Funktion von Konflikten zur Konstitution eines solchen. Soziale Gerechtigkeit als Inklusion zu buchstabieren (Giddens 1999) impliziert,

dass staatliche »Hilfestellungen« nur mehr jenen zuteilwerden, die aus einem angenommenen Konsens herausfallen. Inhärente Widersprüche und emanzipatorische Selbstermächtigungen haben hier keinen Platz mehr.
- Eine sich »Jenseits von Links und Rechts« verortende »Lebenspolitik« (Giddens), als Politik der Selbstverwirklichung, schlägt uns als Imperativ des gegenwärtigen kapitalistischen Geistes entgegen. Transparenz, Partizipation und Verantwortung werden zu Ersatzhülsen einer Strategie, die den politisch-staatlichen Gestaltungsanspruch zurückfährt, Sozialpolitik als Produktivkraft versteht und sich an »objektiv veränderte Bedingungen« anpassen will (vgl. Blair/Schröder 1999). Wer aber den Markt hochhält, wird darauf verkauft.
- Das Konzept eines »aktivierenden Wohlfahrtsstaates« stärkt bevormundende und repressive Elemente des Sozialstaats. Formulierungen wie »Flexibilisierung des Arbeitsmarktes«, Eigenverantwortlichkeit, aktive BürgerInnenschaft erscheinen heute nur noch als Drohung, die das Bündnis aus politischen und wirtschaftlichen Eliten von Kritik freispielen soll.
- Das »modernisierte« Parteiverständnis des »dritten Weges« (Medienpolitik, Meinungsforschung, Top-Down-Führungsstil) ignoriert schließlich Mitglieder und benachteiligte Schichten.

Richtig in der Diagnose, dass nach der Auflösung sozialdemokratischer Milieus Politik anders organisiert werden müsse und eine inhaltliche Ausrichtung die europäische Einigung und den Wegfall der Systemkonkurrenz zu integrieren habe, entpuppte sich der »dritte Weg« in seiner Anwendung als verheerend: Wer die Ökonomie außen vor lässt, dessen Politik kann kaum mehr als ein sozialökologisches Antlitz neoliberaler Umstände ausbilden (D). Wer keine Vorschläge für die Reorganisation der Ökonomie hat, dem laufen selbst dann die WählerInnen davon (EU-Wahl), wenn der Neoliberalismus seine Unfähigkeit erwiesen hat.

4. WIDER DIE »REALPOLITIK«

Diese postdemokratischen Verschiebungen werden, wenn überhaupt, als Bedrohung für die realexistierende Demokratie oder als Souveränitätsverlust – etwa gegenüber einer globalen Wirtschaft – rezipiert, womit implizit die vorhergehende Situation als demokratisch(er) aufgefasst wird. Für Nostalgie (z. B. hinsichtlich des fordistischen Klassenkompromisses der 1970er Jahre) besteht aber keine Veranlassung. Sinnvoller sind stattdessen Hinweise auf den prinzipiell unvollkommenen Status von Demokratie: Indem unsere realexistierende Demokratie als beste aller Möglichkeiten zurückgewiesen wird, entsteht erst der Raum für konzeptuelle Neufassungen und emanzipatorische Praxis, welche die Differenz zwischen der postdemokratischen Gegenwart und dem im Begriff der Demokratie eingeschriebenen Versprechen nach Freiheit und Gleichheit kollektiv bearbeitet.

Vor dem Hintergrund der hier skizzierten postdemokratischen Tendenzen könnten folgende Elemente eines emanzipatorischen Politikverständnisses – anwesend in den Arbeiten der erwähnten AutorInnen – dabei helfen, ein ebensolches in Praktiken zu gießen:

Gleichheit. Demokratische Politik konfrontiert staatliche wie ökonomische Herrschaftsverhältnisse mit Gleichheit, welche als emanzipatorischer Maßstab für die Transformation sozialer Strukturen dient. Es geht um Gleichheit der Begegnung, Gleichheit der Verteilung und eine Abschaffung aller Bedingungen, die Gesellschaft als klassenförmige reproduzieren und entlang von Geschlecht, Ethnizität und sozialen Status hierarchisieren. In der Durchsetzung der Gesamtschule ist nicht etwa das funktionale Filtern aller »Talente« für den Arbeitsmarkt das Ziel, sondern die Unterminierung jener neofeudalen Strukturen unseres Bildungssystems, die die Reproduktion der herrschenden Klassenverhältnisse sicherstellen.

Wenn demgegenüber die AdeptInnen des »dritten Weges« immerzu von Chancengleichheit sprechen, wird die Regression des emanzipatorischen Gleichheitsversprechens deutlich: Die Vergesellschaftung über Marktmechanismen, die Kommodifizierung lebensweltlicher Zusammenhänge und das in-

dividuelle Management von Chancen und Risken durch das »unternehmerische Selbst« (Bröckling 2007) wird darin eben nicht angegriffen.

Konflikt. Während Politik heute meist als dialogische Konsensfindung, Interessensmoderation oder staatliches Verwaltungshandeln aufgefasst wird, gilt es die Unmöglichkeit einer Negierung sozialer Antagonismen hervorzuheben. Politik beinhaltet immerzu Kämpfe und Konflikte. Die demokratische Intervention in Ungleichheitsstrukturen konstituiert dabei einen Raum, in dem dieser Dissens ausgetragen und auch sichtbar wird. Basierend auf dem egalitären Axiom steht im politischen Konflikt ein stets prekäres politisches Subjekt den beharrenden und verteidigenden Kräften der herrschenden Situation gegenüber.

Universalismus von unten. Dass sich im Herbst 2009 über die studentischen Proteste ein so wirkmächtiges, politisches Subjekt konstituieren konnte, liegt wesentlich an dem universellen Forderungskatalog: Freie Bildung für alle! Demokratisierung aller Bildungseinrichtungen! In diesem Sinne ist z.B. eine Forderung nach »besseren« Schubhaftbedingungen zu wenig: Die Existenz dieser Haft selbst ist der Skandal. Die Devise diesbezüglicher Politik kann daher nur lauten: Bewegungsfreiheit für alle und zwar überall! Durch diese Setzung universeller Forderungen bricht politische Praxis mit (national)staatlichen Ein- wie Zuteilungen ebenso wie mit kulturellen Essentialisierungen und etabliert dabei aus einer Konfrontation mit den herrschenden Bedingungen heraus einen egalitären und offenen Raum, der das neue politische Subjekt zur Ausdehnung eben dieses Raumes verpflichtet.

Enthusiasmus. Soll das Zusammenspiel von Angst, Sicherheit und Repression durchbrochen werden, braucht es gemeinsame politische Praxis, die Affekte der Freude und des Glücks freisetzt. Diese sind dem vorherrschenden Komplex aus Resignation und Zynismus weit überlegen. Gleichzeitig weist diese egalitäre Praxis der Politik den sozialtechnologischen Charakter der Reformagenda unserer liberalen und aufgeklärten Eliten zurück, denen jedes Auftauchen eines enthusiastischen *demos* zuwider ist und die schnell mit der Universalanklage zur Stelle sind: Populismus! Dem gegenüber gilt es festzuhalten: »There is no way of taking passion out of politics.« (Rancière 1995: 105)

Zukunft. Während der Kapitalismus aus seiner steten Selbstrevolutionierung seine Anziehungs- wie Widerstandskraft bezieht, können wir uns ein Leben jenseits seiner Organisationsprinzipien kaum imaginieren. Wir erleben einen Verlust an Vorstellungsvermögen, wie das schöne Leben beschaffen sein könnte; eine »Zukunftsvergessenheit«, die uns an das Elend der Gegenwart bindet; eine Verschiebung der Hoffnung vom Sozialen ins Kulturelle, wobei die Idee der Emanzipation nicht mehr mit Gesellschaft verknüpfen kann (vgl. Buden 2009: 163ff). In ihrer Konfrontation mit den herrschenden Ungleichheitsverhältnissen braucht emanzipatorische Politik aber ein Denken darüber, dass da draußen etwas ist, worum es zu kämpfen lohnt, und ein Denken davon, dass vor uns die Möglichkeit einer besseren Vergesellschaftung liegt. Vonnöten ist die gemeinsame Überzeugung, dass eine Politik des sozialen Fortschritts das Fortschreiten der Gegenwart zurückweist und darüber neue Möglichkeitsräume für alle etabliert. Demokratische Politik fragt eben nicht danach, was innerhalb gegebener Koordinaten als denk- und umsetzbar erscheint. Sie ist hingegen »die Kunst des Unmöglichen: Sie verändert gerade die Parameter dessen, was in der existierenden Konstellation als ›möglich‹ betrachtet wird.« (Žižek 2001: 274)

Partei. Wenn demokratische Politik wesentlich in der kollektiven Konfrontation von Herrschaftsverhältnissen mit Gleichheit einerseits und in der Institutionalisierung dieses egalitären Impulses andererseits besteht, so wird klar, dass darin einer Partei, als einer Organisation mit gesamtgesellschaftlichen Anspruch, eine zentrale Funktion zukommt. Nicht im marktforschungsgeleiteten Schielen auf Prozente oder der Legitimation von Regierungshandlungen besteht deren Zweck,

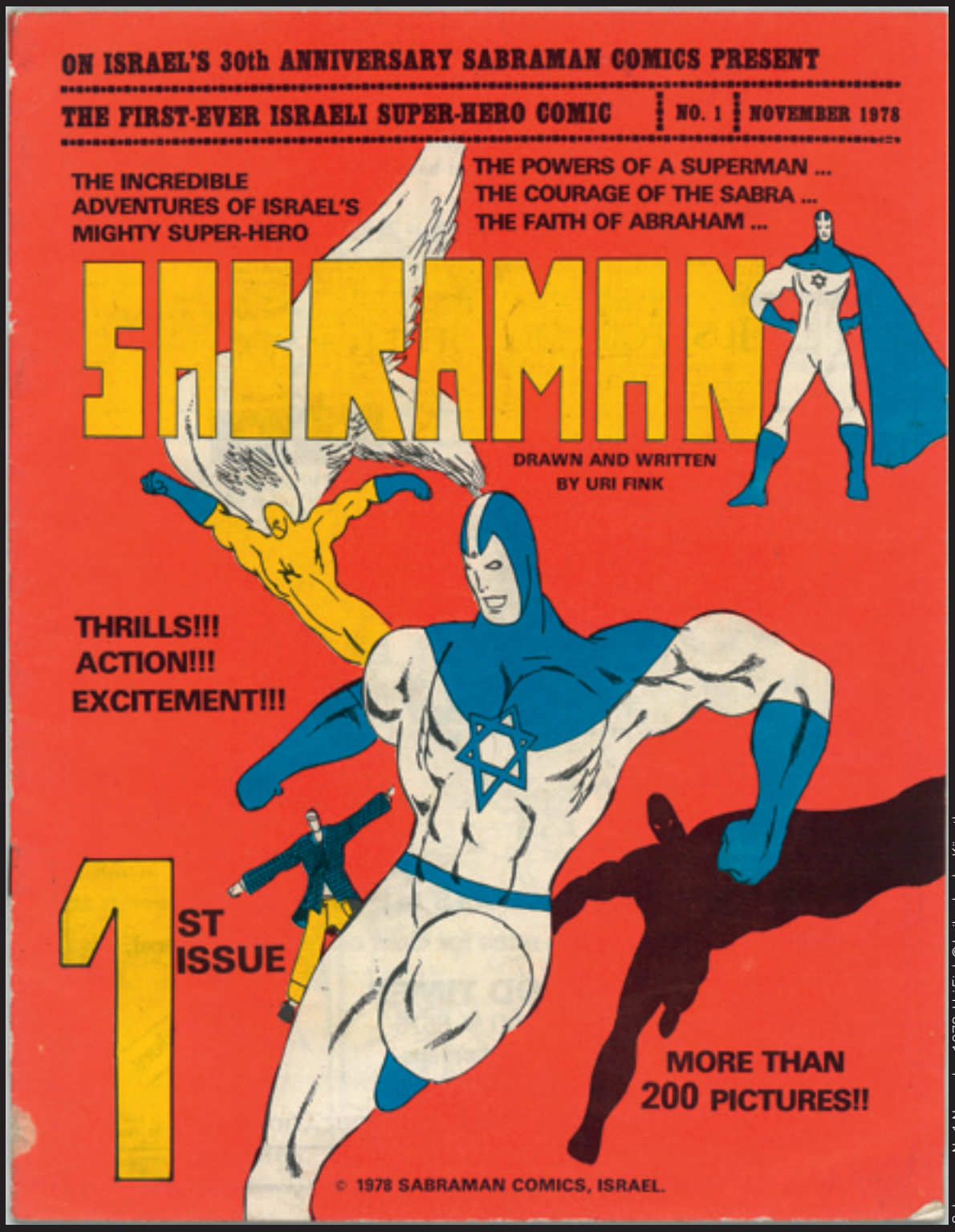
sondern in der programmatisch fundierten Transformation sozialer Ungleichheitsverhältnisse – als eine auf Dauer mobilisierte und mobilisierende Demokratisierungsagentur. Eine notwendige Abkehr von der tagespolitischen Aufmerksamkeitsökonomie beinhaltet dabei keineswegs eine Geringschätzung realpolitischer Praxis. Darin jedoch, diese frei zu spielen von vorauseilendem Pragmatismus und medialem Dauergefecht, und im Versuch, eben diese Praxis in den Kontext einer sozialen Zukunftsperspektive zu stellen, liegt vielleicht nicht nur die Möglichkeit einer Repolitisierung postdemokratischer Zustände begründet, sondern auch die Aussicht, der repressiven Angstpolitik des parteiförmig organisierten Rechtsextremismus etwas entgegenzustellen, das die inhaltlichen Anbiederungen und bloß moralischen Distanzierungsgesten von heute hinter sich lässt.

DANIEL LEHNER
hat Politikwissenschaft und Soziologie studiert
und ist Projektmitarbeiter am Institut für höhere Studien
(IHS), Abteilung Soziologie.

LITERATUR

Badiou, Alain (2008). Wofür steht der Name Sarkozy? Berlin: diaphanes | **Badiou, Alain and Jacques Rancière** (2010). Politik der Wahrheit. Wien: Turia&Kant | **Blair, Tony and Gerhard Schröder** (1999). »Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten. Ein Vorschlag.« in Frankfurter Rundschau, 10.6.99 | **Bröckling, Ulrich**. (2007). Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Fr.a.M.: Suhrkamp | **Buden, Boris** (2009). Zone des Übergangs. Vom Ende des Postkommunismus. Fr.a.M.: Suhrkamp | **Crouch, Colin** (2008). Postdemokratie. Fr.a.M.: Suhrkamp | **Fukuyama, Francis** (1992). Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir? München: Kindler | **Giddens, Anthony** (1997). Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie. Frankfurt am Main: Suhrkamp | **Giddens, Anthony** (1999). Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie. Frankfurt am Main: Suhrkamp | **Laclau, Ernesto and Chantal Mouffe** (1991). Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen | **Mouffe, Chantal** (2007). Über das Politische. Fr.a.M.: Suhrkamp | **Rancière, Jacques** (1995). On the shores of politics. London: Verso | **Rancière, Jacques** (2002). Das Unvernehmen. Politik und Philosophie. Fr.a.M.: Suhrkamp | **Žižek, Slavoj** (2001). Die Tücke des Subjekts. Fr.a.M.: Suhrkamp | **Žižek, Slavoj** (2009). Auf verlorenem Posten. Fr.a.M.: Suhrkamp

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS



Sabraman, Nr. 1 November 1978. Uri Fink © Leihgabe des Künstlers

Will Eisner in his Studio. Will Eisner, in: The Sun, 3. Mai 1942 © Sammlung Alexander Braun

Die Sozialdemokratie in der Krise!

SPÖ Im Rahmen der Rubrik »Sozialdemokratie mit Zukunft« arbeiten Hanna Lichtenberger und Martin Konecny aktuelle Schwächen der Sozialdemokratie heraus, die für momentane Krisenerscheinungen wesentlich sind und versuchen, alternative Wege zu skizzieren.

Der Titel dieses Beitrags ist genauso doppeldeutig gemeint, wie er gelesen wird. Auf der einen Seite wird immer offensichtlicher, dass die Sozialdemokratie, gerade auch die österreichische, sich in einer tiefen politisch-ideologischen Krise befindet und nicht in der Lage ist, ein gegenhegemoniales Projekt zu formulieren. Andererseits agiert diese in sich selbst in der Krise befindende Sozialdemokratie auch inmitten der schweren wirtschaftlichen Krise, deren gesellschaftliche Dimensionen zunehmend zu Tage treten. Unverständnis herrscht in den Reihen der SPÖ darüber, dass »wir« diese Krise nicht nutzen können, war es doch die Sozialdemokratie, die immer schon vor »unregulierten Märkten« gewarnt hatte und sozialdemokratisch Errungenschaften verteidigte, die gerade jetzt die sozialen Auswirkungen der Krise abmildern.

So unverständlich scheint uns dieser Zusammenhang aber nicht. Es geht uns im Folgenden darum, kritisch die Rolle der Sozialdemokratie im Neoliberalismus und dessen Durchsetzung zu rekonstruieren. Daran anschließend wollen wir aus einem bestimmten Verständnis der gegenwärtigen Krise heraus, Perspektiven für eine sozialdemokratische Erneuerung darlegen.

UNTER BÜRGERLICHER HEGEMONIE

Österreich ging in den 1970er-Jahren einen Sonderweg innerhalb des kapitalistischen Zentrums. Während der Zusammenbruch von Bretton Woods und die anhaltende Wachstumsschwäche der kapitalistischen Metropolen den Anfang der Krise des Fordismus markiert, erlebte diese politische, ökonomische und soziale Regulationsweise während der 1970er-Jahre in Österreich seinen eigentlichen Höhepunkt. Unter der Hegemonie einer reformistisch-korporatistischen Sozialdemokratie, wurde ein umfassendes Modernisierungsprojekt vollzogen. In diesem Zusammenhang kann man von »verspäteten Fordismus«[1] sprechen.

Als Anfang der 1980er mit dem zweiten Öl-Preis-Schock die Krise des Fordismus auch Österreich erreichte und die klassischen Krisenbearbeitungsmechanismen des sogenannten Austrokeynesianismus nicht mehr griffen, fanden auch die konservativen und neoliberalen Argumente von ÖVP und (einer wirtschaftsliberalen) FPÖ einen Anknüpfungspunkt im KleinbürgerInnentum, gerade auch in jenen Fraktionen, die durch die Politik der SPÖ in diese Klassenfraktion aufgestiegen waren. Mit Kampfbegriffen wie »SozialschmarotzerInnen« wehrten sich die vermeintlichen »LeistungsträgerInnen« gegen ihre Ausbeutung durch den Steuer- und Sozialstaat. Spätestens mit den Wahlen 1986 kann von einer bürgerlichen Hegemonie gesprochen werden (vgl. Atzmüller, 2002, 2). Trotz des verbreiteten Argumentes der bürgerlichen Demoskopie über den zunehmenden Anteil von WechselwählerInnen (der gerne auch von der SPÖ-Führung als Legitimation von Wahlniederlagen herangezogen wird), sticht doch ins Auge, dass es seit damals eine durchgehende Mehrheit der bürgerlichen Rechten gibt.[2]

In der ÖVP konnte sich jedoch der großkoalitionäre Flügel nach den Wahlen durchsetzten. Der Beitritt zur Europäischen Union, aber auch unzählige Privatisierungen mussten nun nicht gegen den Widerstand der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften durchgesetzt werden. Die SPÖ begriff nicht, welche Funktion sie als Kanzlerpartei unter den Bedingungen einer rechten, bürgerlichen Hegemonie und par-

1) Den Begriff Fordismus verwenden wir kritisch im Sinne der Regulationstheorie. Fordismus bezeichnet demnach die ökonomischen, politischen (und ideologischen) Beschaffenheit des Kapitalismus, und meint die Phase nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre. Zentral für das fordistische Akkumulationsregime (Form der Mehrwertproduktion) sind Massenproduktion in tayloristischer Produktionsweise und Massenkonsum, die Regulationsweise bestimmt auch die gesellschaftlichen Verhältnisse im Rahmen des Akkumulationsregimes. (Vgl. Hirsch 2005)

2) Die SPÖ tappt in diesem Zusammenhang auch in die Falle der bürgerlichen Demoskopie, welche immer wieder das Konstrukt von der FPÖ als »neue Arbeiterpartei« bedient. Roland Atzmüller hat exemplarisch gezeigt, dass die modernen WählerInnenstromanalysen auf fragwürdigen Daten basieren, da innerhalb einer Legislaturperiode bis zu 1,8 Millionen Menschen den Wohnort wechseln, während diese Analysen von konstanten Größen ausgehen. Ebenso basiert die Einteilung der FPÖ als »neue Arbeiterpartei« auf heute nicht mehr zutreffenden Unterscheidungen zwischen ArbeiterInnen und Angestellten (vgl. Atzmüller 2002).

lamentarischen Mehrheit ausübte. Mit Gramsci können wir in diesem Zusammenhang sagen, dass sie die Funktion eines »traditionellen Intellektuellen« (Gramsci 1991, 1504) einnahm, der Teile der Subalternen an den neoliberalen Umbau der Gesellschaft band und sie dadurch einen größeren Konsens für das neoliberale Projekt organisierte. Nach dem vollzogenen EU-Beitritt Österreichs und wichtige »ökonomische Staatsapparate« (Poulantzas, 2002, 201), also die verstaatlichte Industrie, zerschlagen waren, war das Ende der großen Koalition absehbar (vgl. Atzmüller, 2002, 2). Mit dem Antritt der schwarz-blauen Regierung verlor die Sozialdemokratie ihre Funktion und auch ihre Identität als staatstragende Partei.

Was mit der Sozialdemokratie in den 1980er- und 1990er-Jahren nicht umsetzbar war, vollzog Schwarz-Blau in einem letzten Angriff auf die Apparate des fordistischen Wohlfahrtsstaates. Die Sozialdemokratie konnte in der Phase der Opposition kein gegenhegemoniales Projekt formulieren. Der Wechsel von Viktor Klima zu Alfred Gusenbauer, der von vielen als ein Linksruck der Partei wahrgenommen wurde, brachte aber nur auf der verbalen Ebene die Wiederbelebung sozialdemokratischer »Phrasen«, wie »Reichtum muss gerecht verteilt werden!«, die aber nicht an einen Bruch mit der neoliberalen Logik gekoppelt waren. Innerhalb dieser neoliberalen Hegemonie war für die sozialdemokratische Führung der Entwurf einer gesellschaftlichen Alternative nur noch als »solidarische Hochleistungsgesellschaft« denkbar.

Durch die inneren Konflikte der autoritären Rechtsparteien BZÖ und FPÖ kam es 2006 zu einer neuerlichen Koalition der SPÖ mit der ÖVP, allerdings wieder unter den Bedingungen einer rechten Mehrheit. Während die Interessen jener FunktionärInnenschicht, die innerhalb der Staatsapparate Arbeitsplätze anstrebten, bedient werden konnten, verriet die SPÖ jene gesellschaftlichen Gruppen, die die SPÖ aus »Interesse« gewählt hatten. Die Hoffnung der Mehrheit der Studierenden auf die Rücknahme der Studiengebühren wurde verraten, und eine Generation von (angehenden) kleinbürgerlichen WählerInnen ging verloren. Trotz einer sozialdemokratischen Kanzlerschaft, blieben wichtige Staatsapparate unter ÖVP-Dominanz. Dies ist umso bedeutender unter Bedingungen des autoritären Etatismus (vgl. Poulantzas, 2002, 231ff.), der unter anderem durch eine Verschiebung von legislativen hin zu exekutiven Entscheidungsprozessen gekennzeichnet ist.

Die Sozialdemokratie nützte die Chancen einer Minderheitsregierung und einer damit verbundenen Wiederbelebung des Parlamentarismus mit seinen demokratisierenden und mobilisierenden Momenten nicht – was gerade unter jungen AktivistInnen, die stark für den Sieg bei den Wahlen gekämpft hatten, zu hoher Frustration führte.

SOZIALDEMOKRATIE HEUTE

Roland Atzmüller hat in einem Beitrag zur Lage der SPÖ die These aufgestellt, dass »die SPÖ (...) sich in einer Abwärtsspirale [befindet], weil sie nicht ausreichend erfasst hat, was die Veränderungen der Klassenstrukturen in Österreich seit den 1970er-Jahren für ein erneuertes Projekt gesellschaftlicher Veränderungen bedeutet.« (Atzmüller, 2009, 103) Zunächst hatte die sozialdemokratische Politik der 1970er-Jahre selbst das hervorgebracht, was wir mit Poulantzas als »neues KleinbürgerInnentum« bezeichnen (vgl. Poulantzas 1979, 209f) und in der bürgerlichen Soziologie fälschlicher Weise als Herausbildung einer »Mittelstandsgesellschaft« verstanden wird.

Während der weiße, männliche Industriearbeiter, der einst sinnbildlich für die ArbeiterInnenklasse stand, nicht zuletzt durch die Privatisierungspolitik und die Entwicklung der Produktivkräfte an Bedeutung verlor, entstanden neue Fraktionen der ArbeiterInnenklasse. Diese sind oft gekennzeichnet durch einen hohen Frauen- und MigrantInnenanteil. Die SPÖ erkannte nicht, dass mit dieser Neuzusammensetzung der ArbeiterInnenklasse auch neue Politikformen nötig wurden, ebenso wie die Konzentration auf die soziale Absicherung eines männlichen Familienernährers nicht mehr an den Interessen dieser neuen Klassenfraktionen anknüpfte. Infiziert von der

neoliberalen Hegemonie glaubte die SPÖ die Lüge von der Mittelstandsgesellschaft – damit einher ging die Orientierung auf die »neue Mitte« und die instrumentelle Behandlung der ArbeiterInnklasse als »ModernisierungsverliererInnen«, welchen »nur der Anschluss an die modernen Zeiten ermöglicht werden müsse«. Diese Sichtweise blendet aus, dass der Kapitalismus eine ArbeiterInnenklasse braucht und sich kleinbürgerliche Lebensweise nicht für alle verallgemeinern lassen.

Unter dem Einfluss der rechten Debatten konstruierte die SPÖ migrantische Teile der ArbeiterInnenklasse als ein Problem, das Politik von oben zu lösen hat, statt in ihnen eine soziale Basis für ein Projekt der Veränderung zu sehen.

Die veränderten Klassenverhältnisse hatten auch ihre Wirkung im Inneren der Partei. Waren sozialdemokratische FunktionärInnen früher an den Erfolg des sozialdemokratischen Reformprojekts gebunden, indem auch ihre persönlichen Karriereperspektiven an den sozialdemokratischen Wahlerfolg und damit wachsende Ressourcen in den verschiedenen Staatsapparaten gebunden waren, kann die Führungsebene heute weitgehend unabhängig von den Interessen der Basis agieren (Atzmüller, 2009, 104). Die Parteispitze versteht Politik nur noch als PR, alle Widerstände und Kritik der Basis werden als »Kommunikationsproblem« verstanden. Eine langfristige Orientierung an den Interessen und Initiativen der Subalternen ist so nicht möglich. Mit dem französischen Marxisten Louis Althusser gesprochen, »erscheinen die Massen als eine äußere Realität, der man die Ideen der Partei (ihrer Führung) bekannt machen muss.« (Ders., 1978, 94)

Die Struktur der Partei gibt dieses Bild wieder, sie ist eine »Maschine« (ebd. 119), die nicht darauf ausgelegt ist, dass breite Teile der Gesellschaft daran partizipieren. Die Partei wird zunehmend als Beute familiärer und freundschaftlicher Netzwerke gesehen, die als Sprungbrett in Staatsapparate und die Privatwirtschaft genutzt wird. Enge Verbindungen bestehen nicht zu den Massen, sondern zu bestimmten Fraktionen der herrschenden Klassen. Dieses (Nicht-)Verhältnis zu den Massen wird, »wie in der bürgerlichen Praxis der Politik – von der Verachtung der Theorie und dem plattesten Pragmatismus begleitet. Verachtung der Mitglieder und der Massen geht immer einher mit Verachtung der Theorie und der konkreten Analyse.« (ebd. 136). Anstelle von kritischen und marxistischen Intellektuellen, werden sogenannte »ExpertInnen« dazu angehalten, Positionen für die Sozialdemokratie zu erarbeiten. Darin kommt das zum Ausdruck, was Colin Crouch als Postdemokratie (vgl. Crouch, 2008[2003]) bezeichnet – ExpertInnen, denen der Mythos der Wissenschaftlichkeit anhaftet, erarbeiten scheinbar objektiv richtige Konzepte, welche den neoliberalen Umbau von Partei und Gesellschaft legitimieren. Der Erfolg eines Wahlkampfes hängt offensichtlich nicht mehr von der Mobilisierungsfähigkeit der Basis, sondern von der Kreativität der SpindoktorInnen und dem Ergebnis einer Regierungsbeteiligung ab.

WIRTSCHAFTSKRISE UND SOZIALDEMOKRATIE

Was unter dem Begriff »Wirtschaftskrise« gefasst wurde, ist das Ergebnis struktureller Überakkumulation, die unter der Hegemonie des Neoliberalismus durch eine Finanzialisierung weiter Bereiche der Ökonomie mittelfristig möglich wurde. Die politische Bearbeitung dieser Konstellationen wollen wir als »krisenbedingten Etatismus« bezeichnen. Der Staat, dessen Abwesenheit in den letzten Jahren bloße Ideologie war, kommt nun mit aller Macht wieder in jene Politikbereiche, deren Deregulierung im Neoliberalismus vorangetrieben wurden zurück. Auf der ideologischen Ebene scheinen die Dogmen des Neoliberalismus zerstört.

Die Sozialdemokratie fühlte sich bestätigt in ihren angeblichen Warnungen, die Märkte könnten sich nicht selbst regulieren. Tatsächlich ist sie aber selbst nur eine Getriebene, die unter der fortdauerenden Dominanz des Finanzkapitals dessen Interessen wahrt. Die Bankenrettungspakete stellen eine Materialisierung dieser Dominanz dar, und führten dazu, dass die Verluste sozialisiert werden. Die SPÖ hat diesem krisen-

3) So ein Zwischentitel aus Althussers Text »Wie es in der KPF nicht mehr weitergehen kann« (Althusser, 1978, 135)

bedingten Etatismus kein Projekt der Demokratisierung entgegenzusetzen. Dass Wirtschaftskrise und Krise der Sozialdemokratie zusammenhängen, erklärt sich eben gerade in ihrer Verstricktheit in der Implementierung des Neoliberalismus.

Mit dem Ende des Neoliberalismus als ideologische Funktion, kommt auch ein Projekt von Sozialdemokratie zu einem Ende, wie es seit den 1990ern in Europa bestanden hatte. Ohne einen Zukunftsentwurf, der an den Interessen der Massen ansetzt, wird sie den angekündigten Sparmaßnahmen zur Sanierung des Staatshaushalten nicht entgegenzusetzen haben und ihre Verankerung in der ArbeiterInnenklasse weiter verlieren. Wurde die Sozialdemokratie in der Etablierung des Neoliberalismus noch zur Absicherung des Konsens der Subalternen gebraucht, kann es sein, dass sie in der Durchsetzung einer neuen Regulationsweise keine Existenzberechtigung mehr hat.

Gibt es eine Erneuerung in der Krise? Viele AutorInnen haben sich in der »Zukunft« bereits mit den Perspektiven sozialdemokratischer Politik beschäftigt, wobei unterschiedlichste Lösungsansätze entstehen. Bernhard Bauer entwickelt etwa die Forderung nach einer neuen »Elitecluster« (Bauer, ZUKUNFT 12/2009, 34) aus WirtschaftswissenschafterInnen und AbsolventInnen technischer Studien. Dahinter steht ein spezielles Verständnis von Politik und Parteiarbeit, wie folgendes Zitat deutlich macht: »Die Menschen wollen, dass man ihnen den Weg in eine alternative Zukunft zeigt und proaktiv an Probleme herangeht.« (ZUKUNFT 12/2009, 34)

Es zeigt sich eine Verbürgerlichung des Politikverständnisses innerhalb der SPÖ. Erneuerung darf nicht in betriebswirtschaftlichen Modellen gedacht werden und es wird klar, dass marxistische Theorie bitter nötig ist. Programme und politische Praxis einer Partei dürfen nicht von Außenstehenden bestimmt werden, »Eine Partei muss man in erster Linie daran messen, die Bedürfnisse und Initiativen der Volksmassen zu beachten« (Althusser 1978, 138) bzw. zu begreifen.

DIE FESTUNG VERLASSEN[3]

Auch wenn die SPÖ kein monolithischer Block (Poulantzas) ist, gibt es doch einen sichtbaren Bruch zwischen den veralteten Strukturen des Parteiapparates und den Massen. Diese Strukturen müssen überwunden werden und zwar in einer umfassenden Weise. Will die Sozialdemokratie ihr »Absterben« verhindern, geht es um nichts Geringeres als einen neuen Politikbegriff und ein neues Verständnis ihrer Aufgaben innerhalb eines Projektes gesellschaftlicher Emanzipation.

Wenn die Sozialdemokratie ihre Krise leugnet, geht es der Führung nur darum, den derzeitigen Kurs zu legitimieren. Politik muss mehr sein als Wahlkämpfe und Regierungsbeteiligung. Politik findet nicht nur innerhalb des Staates statt, sondern gerade auch in den vielfältigen Kämpfen der Subalternen. Um die Interessen dieser Subalternen in ein politisches Projekt aufnehmen zu können, muss die Sozialdemokratie daher eine Distanz zum Staat entwickeln und sich als Bewegung verstehen, die sich nicht einfach auf bestehende Initiativen von Unten »draufsetzt« sondern als koordinierende Kraft für die vielen Kämpfe wirkt.

Es gilt das Augenmerk von der »Festung des Staates« auf die politischen, ökonomischen und ideologischen Kämpfe der Subalternen zu richten und Mobilisierung statt Passivierung zu betreiben. Dies wird nicht gelingen, ohne eine Demokratisierung der eigenen Strukturen. Nur wenn die Subalternen sprechen können (vgl. Spivak in Nelson/Grossberg 1988, 66-111), wird es möglich sein, einen neuen historischen Block zu formieren. Um diesen Ansprüchen gerecht werden zu können, darf die Sozialdemokratie keine »Partei wie alle anderen« (Althusser, 1978, 143) sein, sondern muss sich von der »bürgerlichen Praxis der Politik« (ebd.) unterscheiden.

Konkret könnte es sich um folgende Leitlinien handeln: Anstatt der Argumentation vom »Integrationsproblem« weiter zu folgen und damit MigrantInnen zu objektivieren, würde es darum gehen, diese als soziale Kraft zu verstehen, die es nicht

in eine »österreichische Kultur« zu integrieren, sondern in einer klassenbasierten Partei zu organisieren gilt.

In der derzeitigen Krise ist die SPÖ leicht versucht sich bessere keynesianische Zeiten herbeizusehnen. Es gilt aber die »multiplen Krisen« (Brand 2009, 475) zu begreifen und eine Strategie zu finden, die mit dem letztendlich kapitalistischen Wachstumsparadigma, welches in einem grundlegenden Widerspruch zu dem langfristigen Überlebensinteressen der Menschheit steht, zu brechen und die damit verbundene imperiale Lebensweise (Ebd., 478) in Frage zu stellen.

Wie Brand mit Frigga Haug in der letzten Ausgabe der Zukunft vorschlug, könnten über eine Neudefinition von Arbeit zentrale gesellschaftliche Widersprüche miteinander verknüpft werden (Brand, ZUKUNFT 04/2010, 34). Eine radikale Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich kann bestehende geschlechterspezifische Arbeitsteilungen verändern und Räume für politische Partizipation öffnen, sowie eine Grundlage für einen demokratisierten Zugang zu Bildung und Wissen legen.

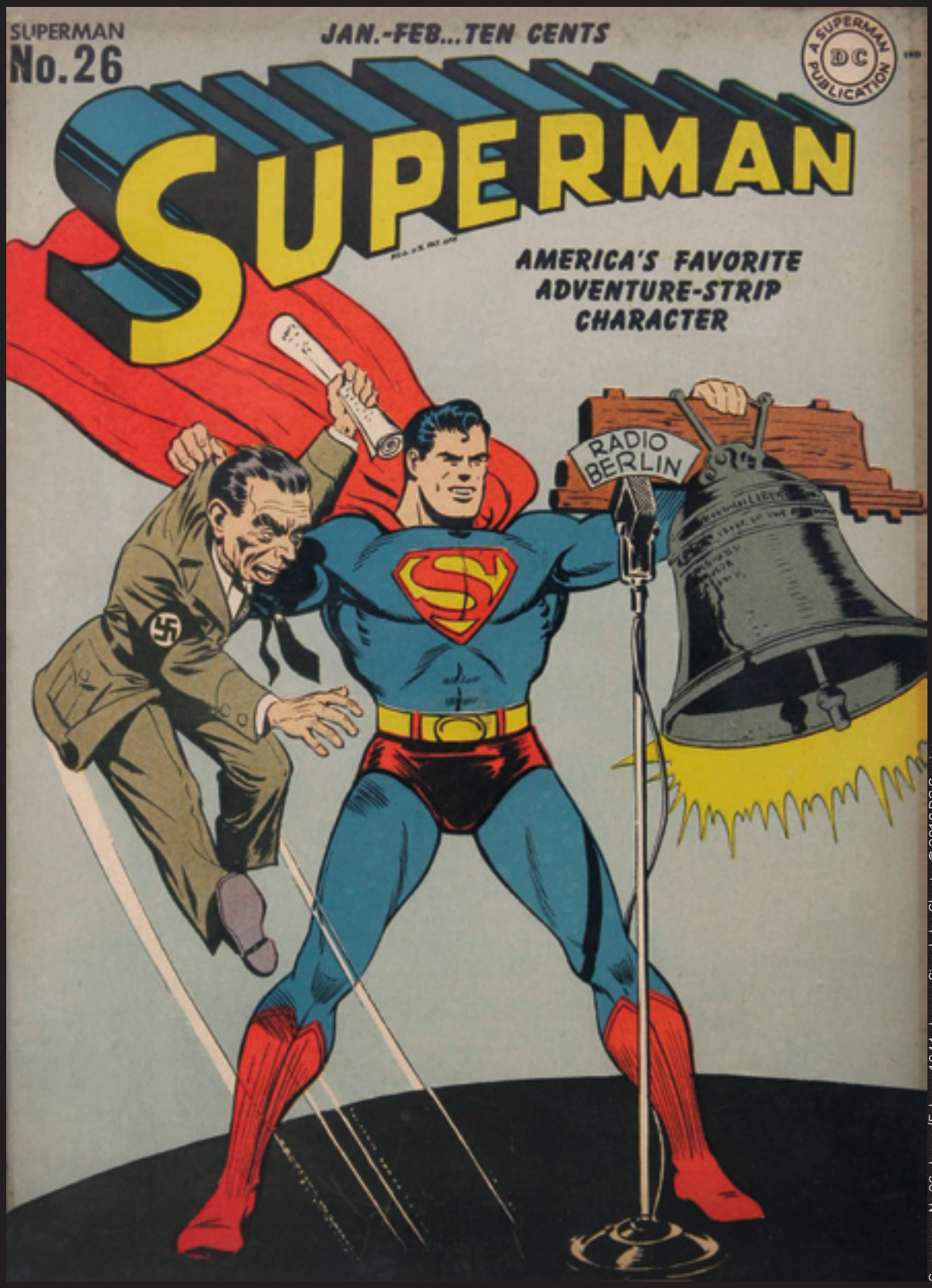
Wenn wir von der Bedeutung marxistischer Theorie für ein solches Projekt sprechen, dann geht es dabei nicht um die Wortradikalität und die Floskeln des vorigen Jahrhunderts, sondern darum mit der analytischen Kraft eines offenen Marxismus, die Gesellschaft zu begreifen und zu verändern. Die Aufgabe der Partei im 21. Jahrhundert besteht nicht mehr darin allein ein Kollektivsubjekt zu vertreten, sondern die vielen Kämpfe der Subalternen zusammenzuführen.

MARTIN KONECNY
studiert Politikwissenschaft in Wien
und ist stv. Landesvorsitzender der SJ Wien.

HANNA LICHTENBERGER
studiert Politikwissenschaft und ist Mitglied
der Studienvertretung Politikwissenschaft.

LITERATUR:

Althusser, Louis: Die Krise des Marxismus, Hamburg 1978 | **Atzmüller, Roland**: Wie macht man einer Arbeiterpartei?, in: www.grundrisse.net/grundrisse04/4Arbeiterpartei.htm, 2002 | Ders.: Thesen zu Lage der SPÖ; In: Kurswechsel 3/2009, 102-106 | **Brand, Ulrich**: Grüner New Deal als Magic Bullet in der Krise des neoliberal-imperialen Kapitalismus?; in: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 156, 3/2009, 475-481 | Ders.: Sozialdemokratische Politik in Zeiten multipler Krisen; In: Die Zukunft, 4/2010 | **Crouch, Colin**: Postdemokratie, Frankfurt a.M. 2008[2003] | **Gramsci, Antonio**: Gefängnishefte, Bd. 7, Hamburg 1996 | **Hirsch, Joachim** (2005): Materialistische Staatstheorie. Transformationsprozesse des kapitalistischen Staatensystems, Hamburg: VSA-Verlag | **Poulantzas, Nicos**: Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus, Hamburg 2002[1978] | Ders.: Classes in Contemporary Capitalism, 1979[1974]



Superman, Nr. 26, Januar/Februar 1944. Jerome Siegel, Joe Shuster © 2010 DC Comics

HELDEN, FREAKS UND SUPERRABBIS

Gleichheit, Glück & Tod

Richard Wilkinson, Kate Pickett
GLEICHHEIT IST GLÜCK

Richard Wilkinson und Kate Pickett erklären, warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. Ungleichheit, so wollen uns Wirtschaftsexperten einreden, ist eine gute Sache: Sie fördert den Wettbewerb und animiert die Einzelnen zu mehr Leistung. In einer freien Wirtschaft entfalten sich durch diesen Wettbewerb die produktivsten Kräfte. Und wo die Wirtschaft boomt, geht es allen gut. Wirklich?
Haffmans & Tolkemitt bei Zweitausendeins, 320 Seiten, 27,20 Euro

Hans Blumenberg
THEORIE DER LEBENSWELT

Ein wichtiges Thema der Philosophie ist die Frage nach der Lebenswelt. Blumenberg zeigt die Schwierigkeiten, die Lebenswelt überhaupt zum Gegenstand von Erkenntnis zu machen. Die Beziehung zwischen Theorie und Lebenswelt muss in einer Erfahrung des Verlusts gesucht werden: Wissenschaft ist nichts anderes als der Versuch, mit den Folgen des Verschwindens von Selbstverständlichkeit fertig zu werden.
Suhrkamp, 253 Seiten, 30,70 Euro

Erik Orsenna
DIE ZUKUNFT DES WASSERS

Werden wir in Zukunft genug Wasser haben? Genug für neun Milliarden Menschen, die trinken und sich ernähren müssen? Schon heute leidet die Hälfte der Menschheit unter Wassermangel, verschmutztem Trinkwasser oder gewaltigen Überschwemmungen. Mit dem Klimawandel werden sich die Extreme verschärfen. Zwei Jahre lang hat Erik Orsenna den Planeten auf der Spur des Wassers bereist.
C.H. Beck, 319 Seiten, 22,60 Euro

Ulrich Grober DIE ENTDECKUNG DER NACHHALTIGKEIT

Vor fast 250 Jahren avancierte Nachhaltigkeit zum Leitbegriff des deutschen Forstwesens und bezeichnet seitdem die Verpflichtung, Reserven für künftige Generationen nachzuhalten. Das von Hans Carl von Carlowitz 1713 erstmals beschriebene Dreieck der Nachhaltigkeit – ökologisches Gleichgewicht, ökonomische Sicherheit und soziale Gerechtigkeit – heißt heute »sustainable development«.
Antje Kunstmann, 360 Seiten, 20,50 Euro

Gianluigi Nuzzi
VATIKAN AG

Ende der achtziger Jahre schien mit dem Crash der Ambrosiano-Bank, der rätselhaften Ermordung Roberto Calvis und Michele Sindonas und dem Rückzug von Erzbischof Marcinkus aus der Leitung des IOR, wie die Vatikanbank offiziell heißt, der Schlussstrich unter ein unrühmliches Kapitel der Geldgeschäfte des Vatikans gezogen. Aber dann begann alles wieder von vorn.
Ecowin Verlag, 360 Seiten, 22,50 Euro

Michael de Ridder
WIE WOLLEN WIR STERBEN?

Die Würde des Menschen muss auch und gerade bei unheilbar kranken und alten Menschen respektiert und bewahrt bleiben. Viel zu oft allerdings setzen sich Ärzte über den Willen ihrer Patienten hinweg, tun alles, was medizinisch und technisch möglich ist, und machen so aus ihnen passive Objekte der Intensivmedizin. Aber Lebensverlängerung, so de Ridder, darf nie zum Selbstzweck werden.
DVA, 320 Seiten, 20,60 Euro

Alle Bücher sind auch in der **Buchhandlung Löwelstraße**
(1014 Wien, Löwelstraße 18; buchhandlung@spoe.at) erhältlich.

Katastrophen, Diebe & Ferien

Hans Joachim Schädlich
KOKOSCHKINS REISE

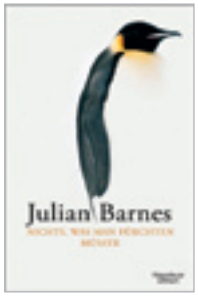
Der Exilrusse Fjodor Kokoschkin kehrt auf der Queen Mary 2 von einer Reise an die Orte seiner Kindheit und Jugend nach New York zurück. Seine Erinnerungen rufen die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren Verfolgungen, Schicksalen und Emigrationen wach. Die Gewalten wechseln - nur einer bleibt sich treu im Glauben an Freiheit mit menschlichem Maß: Kokoschkin.
Rowohlt, 192 Seiten, 18,50 Euro

Kathrin Röggla
DIE ALARMBEREITEN

Brennende Wälder, fliehende Tiere, Panikeinkäufe. Experten, Schaulustige und Beteiligte stieren auf die Katastrophe. Und fragen sich: »Hat man jetzt überlebt?« Entwarnung wird nicht gegeben. Eine Welt ist im Ausnahmezustand: Finanzkrise, Klimakatastrophe, Entführungsfälle – das Leben wird zum Worst-Case-Szenario. Und dadurch zu einer dramatisch-gespenstischen Hetzjagd.
S. Fischer, 192 Seiten, 19,50 Euro

Tom Drury
DAS ENDE DES VANDALISMUS

Der Gelegenheitsdieb Tiny Darling wird von seiner Frau Louise nach sieben Jahren Ehe vor die Tür gesetzt. Sie beginnt eine Affäre mit dem Sheriff, einem Mann mit starken Prinzipien, dem die Machenschaften Darlings schon lange ein Dorn im Auge sind. Tom Drury skizziert ein liebevoll realistisches Bild der amerikanischen Provinz und schildert die Absurditäten einer Dreiecksbeziehung zwischen Alltag, Leidenschaft und Verbrechen.
Klett-Cotta, 399 Seiten, 22,60 Euro



Julian Barnes NICHTS, WAS MAN FÜRCHTEN MÜSSTE

»Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn.« Julian Barnes setzt sich mit einem Thema auseinander, das jeden ein Leben lang betrifft. Es geht um unsere Sterblichkeit, um provozierende Gedanken und aufrüttelnde Ereignisse auf dem Weg zum Ende. Eigentlich müsste man sich nicht davor fürchten. Wirklich nicht? Die Angst vor dem Tod treibt Julian Barnes seit seiner Jugend um.
Kiepenheuer & Witsch, 336 Seiten, 20,60 Euro

Warlam Schalamow
KÜNSTLER DER SCHAUFEL

Nach »Durch den Schnee« und »Linkes Ufer« erscheint nun der dritte Band der »Erzählungen aus Kolyma«. Er enthält zwei Zyklen des monumentalen Werks. Wieder entführt Schalamov den Leser in die Welt der sibirischen Lager und erzählt die Geschichte der Besiegten. Im Mittelpunkt steht die Ganovenwelt im Lager, ihr Alltag, ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Verhältnis zu den politischen Gefangenen.
Matthes & Seitz, 603 Seiten, 25,50 Euro

Georg Klein
ROMAN UNSERER KINDHEIT

Das ist der Gewinner des diesjährigen Preises der Leipziger Buchmesse. Augsburg in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts – ein scheinbar ewiger Sommer umfängt Neubaublöcke, amerikanische Kasernen, ein verlassenes Wirtshaus unter uralten Kastanien und die Laubenkolonie, wo die Kinder der Neuen Siedlung sich die großen Ferien vertreiben. Langsam, kaum merklich, sickert das Unheimliche ein.
Rowohlt, 448 Seiten, 22,95 Euro

»Als Ironie des Schicksals hat die Strategie des ›nur Markt‹ letztlich auch die Vereinigung des Markts verhindert. Und jetzt, wo die Krise ausgebrochen ist, droht sie ihn aufzulösen, wo er sich bereits realisiert hat.«

Tommaso Padoa-Schioppa (vormals Mitglied des EZB-Direktoriums und italienischer Finanzminister)

Von der Wirtschafts- und Währungsunion zur Politischen Union?

Die Konstruktionsfehler der im Maastrichter Vertrag skizzierten wirtschaftspolitischen Architektur der Wirtschafts- und Währungsunion sind seit beinahe zwei Jahrzehnten Gegenstand zahlreicher akademischer Aufsätze und politischer Initiativen. Im Zentrum der Kritik stehen die fehlende Koordinierung von Geld- und Fiskalpolitik, die asymmetrische Ausgestaltung der Währungsunion mit supranationaler Geld-, aber nationaler Fiskalpolitik, das Fehlen steuerpolitischer Mindeststandards sowie der Koordinierung der Makropolitiken (Geld- und Fiskalpolitik) mit der Struktur- und der Lohnpolitik.

Letzteres hat vor allem für exportorientierte Länder den Anreiz erhöht, über Lohnabschlüsse unter dem Produktivitätswachstum Wettbewerbsvorteile zu erzielen. Diese Problematik hat, neben zahlreichen anderen Faktoren, die makroökonomischen Ungleichgewichte innerhalb der Europäischen Union im letzten Jahrzehnt verschärft und vor allem die südlichen Länder der Europäischen Union in eine problematische Lage versetzt.

Die Wirtschafts- und Finanzkrise hat nun die Konstruktionsmängel der Europäischen Währungsunion offen zu Tage treten lassen. Verfolgt man die politische und mediale Debatte, so gewinnt man auf den ersten Blick den Eindruck, als hätten sich über Jahrzehnte festgefahrene mentale und politische Einstellungen radikal geändert. Eine Europäische Wirtschaftsregierung wird gefordert, eine Überlegung, die bis vor kurzem als häretischer Angriff auf die Grundprinzipien des Maastrichter Vertrags galt. Von einem historischen Moment ist die Rede, in dem sich entscheide, ob die Währungsunion auseinander bricht oder ob die Staaten nationale Egoismen über Bord werfen und wirtschaftspolitische Souveränität an die EU übertragen.

Es wird suggeriert, die Wurzel der Probleme der Europäischen Union läge ausschließlich in widerstreitenden nationalen Interessen – der daraus resultierende Minimalkonsens verunmögliche, gerade in Zeiten der Krise, ein entschiedenes und rasches Handeln. Oder es wird das Argument der gegenseitigen Nachsicht bei der Fiskaldisziplin bzw. deren Fehlen als Quelle der Probleme der Europäischen Union bemüht, um im gleichen Atemzug eine Erweiterung des Stabilitätspakts um Agenden der Strukturpolitik zu fordern; auch die fehlende Disziplin bei Struktur- und Arbeitsmarktreformen sollte demnach Sanktionen unterliegen.

Die Einschätzung, eine Wirtschafts- und Währungsunion funktioniere nur, wenn auch eine Politische Union verwirklicht sei, eine Überlegung, mit der sich insbesondere US-amerikanische ÖkonomInnen in ihrer seit den 1990er Jahren geäußerten Kritik an der Währungsunion angesichts der Lage Griechenlands nun bestätigt sehen, greift allerdings zu kurz. Die derzeit diskutierten Vorschläge einer Wirtschaftsregierung oder eines Europäischen Währungsfonds oder Kapitalisierungsfonds sind diskussionswürdig und insbesondere eine Wirtschaftsregierung würde zu einer Vertiefung der Integration beitragen.

Konzeptionell zu unterscheiden sind jedoch formal-institutionelle Fragen der Koordinierung von substanziellen Aspekten der Koordinierung. Die substanziellen Fragen der Koordinierung berühren die Ziele der Wirtschaftspolitik und die davon abgeleiteten Instrumente, um diese bestmöglich zu erreichen. Erst wenn Klarheit über letzteres herrscht, lassen sich Koordinierungsmodelle und -mechanismen herleiten, die den Ansprüchen an sie gerecht werden.

HELENE SCHUBERTH
ist Ökonomin in Wien.

ZUKUNFT ABONNEMENT

Kupon ausschneiden & einsenden an:
edition rot GmbH
Löwelstraße 18
1014 Wien

Ich bestelle
- ○ ein **ZUKUNFT**-Schnupperabo (3 Hefte) um 8,– Euro
- ○ ein **ZUKUNFT**-Jahresabo (11 Hefte) um 44,– Euro

Name:

Straße:

Ort/PLZ:

Tel.:

E-Mail: **Unterschrift:**